



BRESLAUER
SAGEN UND LEGENDEN

GESAMMELT UND NACHERZÄHLT
VON FRITZ ENDERWITZ





EX*LIBRIS

WOJEWÓDZKIEJ

I MIEJSKIEJ

BIBLIOTEKI

PUBLICZNEJ

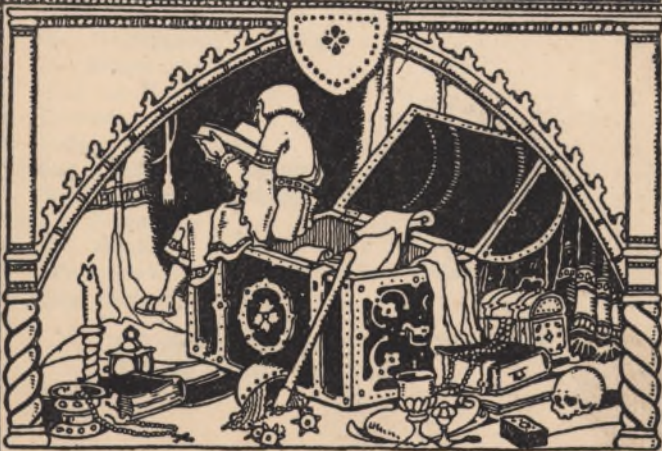
IM. EMANUELA SMÓŁKI

W OPOLU

Breslauer Sagen und Legenden

gesammelt und nachgezählt
von Fritz Cnderwitz

Mit Bildern und Buchschmuck von W. Bayer.



Friebauff's Verlag Breslau I. 1921



4742's

398 (138)

ZBIORNI SLASKIE

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

H/c VI Nr 351/71/S

Inhalt

	Seite
* 1. Die Gründung Breslau	7
2. Boislav mit der goldenen Hand	10
* 3. Der Schuß nach dem Marienbilde	12
* 4. Die eiserne Jungfrau in der Breslauer Burg	13
* 5. Der steinerne Kopf an der Domkirche	30
6. Die weiße Rose	34
* 7. Bischof Strachwitz von Breslau	37
* 8. Der Ursprung der Sandkirche	39
9. Die Erbauung der Kreuzkirche	40
10. Die alten Jungfern auf der Brücke der Magdalenenkirche	41
11.† Das Männlein von St. Elisabeth	42
12. Das Geisterhaus am Ringe	61
13. Besuch des Satans in Breslau	63
14. Gespensterprozessionen	65
15. Die „Schildkröte“ in der alten Schuhbrücke	66
* 16. Das versunkene Kloster im Waschteiche	67
17. Das Gespenst des Breslauer Schusters	68
18. Eine Prophezeiung in Breslau	74
* 19. Der Schutze von Cawallen	75
20. Sieh dich für!	77
* 21. Scheitnig	84
22. Johann von Capistrano	88
23.† Das Ahrenlesen am Sonntag	90
24. Junker Wenzel als Schatzgräber	91
* 25.† Der Feuermann	95
* 26. Das Wunderbild zu Döwiz	101
* 27. Die Schwedenschanze zu Döwiz bei Breslau	104
28. Der Mäufeteich	105

* Siehe Anmerkungen am Ende des Buches.

† Siehe Literaturverzeichnis.





In alter Zeit, es sind jetzt fast tausend Jahre her, herrschte in Polen König Mieszko, der ein eifriger Verehrer heidnischer Götter war. Von Geburt an blind, trug er das heisse Verlangen, sehend zu werden. Er hatte darum gar manches Opfertier auf den Altären seiner Götter geschlachtet, aber sein Wunsch blieb ihm versagt.

Doch auch noch ein anderer Kummer bedrückte sein Herz. Trotzdem er nach seiner Väter Sitte mehrere Frauen besaß, schenkte ihm keine den ersehnten Thronerben, sodaß ihn dauernd der Gedanke quälte, daß er einstmalß sterben müsse, ohne einen Sohn zu hinterlassen.

Nun wohnte nicht weit von des Königs Palaste ein christlicher Priester, der die heidnischen Polen zum Christenthum bekehrte. Oft hörte Mieszko die Predigten des frommen Mannes, der ihm einstmals die prophetischen Worte zurief: „Wenn du eine gläubige Christin zum Weibe erwählen wirst, soll dir ein Sohn besichert werden!“ Freudig vernahm der König diese Botschaft und sandte sofort Boten an den Hof des Königs von Böhmen.

Dieser hatte eine Tochter namens Dombrowka. Man rühmte von ihr, daß sie sowohl außerordentlich schön als auch gottesfürchtig gewesen sei. Von Jugend an in der christlichen Lehre unterwiesen, war sie der Stolz des ganzen Landes.

Der Böhmenkönig war dem Wunsche Mieszkos, Dombrowka als Gemahlin zu besitzen, nicht abgeneigt. Er schickte ihm den Bescheid, daß er seine Tochter zur Frau haben sollte, wenn er sich zum Christenthum bekennen würde.

Als die Boten Mieszko diese Botschaft überbrachten, schwur er einen heiligen Eid, daß er sich taufen lassen wollte, sobald Dombrowka sein Weib sein würde.

Mit Freuden hörte der König vom Böhmerland diese Kunde und sandte sein holdes Töchterchen mit reichen Schätzen nach Polen. Ein gewaltiger Troß geharnischter Ritter begleitete sie. Dankerfüllten Herzens nahm Dombrowka von ihrem Vater Abschied. In der Hoffnung, ihren zukünftigen Gemahl zur himmlischen Wahrheit zu führen, zog sie von dannen.

Beglückt hatte Mieszko währenddem alle Vorbereitungen zum festlichen Empfang seiner Braut getroffen. Auf grünem Wiesenplan, unter dem Schatten der heiligen Eiche, da die Altäre seiner Götter standen, erwartete er Dom-

browka. Als sie vor ihm erschien, trat jener prophetische christliche Priester hervor und redete Miesko also an: „Die Zeit, o König, ist gekommen, da du dich von deinen heidnischen Göttern abkehren und dem einzigen wahren Gotte weihen willst. Der finstere Schleier werde von deinen Augen genommen, also, daß du sehend werdest.“

Bei diesen Worten erbehte der König, als fühlte er die Nähe des Göttlichen. Der Ort, da er stand, schien ihm geheiligter Boden. Fromm beugte er seine Kniee und schwur in selbiger Stunde dem Christengotte die Treue. Da geschah das ihm verheißene Wunder. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen, er wurde sehend. Voller Entzücken sah Miesko die schöne Gestalt Dombrowkas vor sich stehen und zum ersten Male in seinem Leben fühlte er in seinem Busen die Macht beglückender Liebe.

In frommer Begeisterung ließ Miesko die Altäre der heidnischen Götter zerstören, und viele Edle seines Hofes sowie ein großer Teil des Volkes ließen sich willig taufen.

Dombrowka aber schenkte im nächsten Jahre ihrem Gemahl den langersehnten Sohn, und aus Dankbarkeit gegen Gott gründete Miesko an jener Stelle, da ihm das Augenlicht geschenkt ward, die Stadt Breslau.





Woiſlaw mit der goldenen Hand.

Unter Herzog Bolesław III. mit dem ſchiefen Maule, deſſen Erzieher er war, lebte zu Breſlau ein Kaſtellan namens Woiſlaw, der wegen ſeiner Tapferkeit Eiſenfaust genannt ward.

Eiſtmals zog er mit ſeinem Herrn gen Mähren in den Krieg, wobei ihm in einer blutigen Schlacht die rechte Hand abgeſchlagen wurde. Deſſen ungeachtet faßte er ſein Schwert mit der Linken und kämpfte die Schlacht biß zum ſiegreichen Ende mit.

Erfreut über den Sieg rief Bolesław ſeinen getreuen Woiſlaw zu ſich und ſprach: „Die Eiſenfaust hat uns den Sieg errungen. Ihr gebührt dafür mein herzoglicher

Dank. Zum Unterpfand dessen reiche ich dir, Boislav, daher meine Hand."

Traurig wies Boislav seinem Herrn den Armstumpf mit den Worten: „Die starke Eisenfaust wird mich wohl keiner mehr im ganzen Lande nennen."

Doch Herzog Boleslaw schuf Rat. Er ließ ihm aus purem Golde eine neue Hand anfertigen und seinem Arm anpassen. Sie war mit Federn und Gelenken so künstlich hergestellt, daß sie Boislav wie ehedem seine Eisenfaust bewegen konnte.

Seitdem hieß er Boislav mit der goldenen Hand.

Gar manchen harten Strauß hat er mit ihr noch ausgefochten. So befreite er einstmal den Grafen Stephan von Baugen in der Saganer Heide aus Räuberhänden, und da ihm im Kampfe das Schwert entfiel, schlug er die Belagerer mit der goldenen Faust auf die Köpfe.



Der Schuß nach dem Marienbilde

Über dem ehemaligen Schweidnitzer Pförtchen befanden sich zwei Bilder, das Pestbild und ein altes Marienbild. Einstmals soll ein Gotteslästerer nach dem Marienbilde geschossen und dabei schwere Lästerungen ausgesprochen haben. Da barst die Erde unter seinen Füßen, und er stürzte in die Tiefe.





Die eiserne Jungfrau in der Breslauer Burg

An der Stelle, wo sich heute die Universität befindet, stand im Mittelalter die königliche Burg. Sie glich mit ihren alten Gemäuern und starken eisernen Toren weniger dem Palaste eines Herrschers, als einem finsternen Gefängnis. Wenn die Kaiser und Fürsten in Breslau's Mauern weilten, zogen sie es vor, in den prächtigen Bürgerhäusern

am Ringe zu wohnen, anstatt die finsternen Räume der Burg zu beziehen. Hatten es doch die wohlhabenden Breslauer Kaufleute verstanden, ihre Häuser mit fürstlichem Glanze auszustatten. Die weiten Gemächer der Burg standen demzufolge fast immer leer und wurden nur von dem jeweiligen Verwalter nebst seinen Angehörigen und etlichen wenigen Dienstboten bewohnt.

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts versah der greise Walter von Brunec die Geschäfte des Burgvogtes. Das Leben war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Manch schwerer Schicksalsschlag hatte ihn betroffen und frühzeitig sein Haar ergrauen lassen. Hier, in den einsamen Räumen der Breslauer Burg, verlebte er die Tage seines Alters in einsamer Weltabgeschiedenheit, kaum, daß ihm einmal im Jahre ein Fremder zu Gesicht kam. Einem gütigen Geschick hatte er es zu verdanken, daß sein Lebensabend durch einen freundlichen Sonnenstrahl erhellt wurde. Und das war sein 17 jähriges Töchterchen Berta.

Die weidläufigen düsternen Räumlichkeiten der Burg mit dem daranstoßenden Garten waren ihre Welt. Kaum jemals hatte sie die Pforten der Burgmauern überschritten als zu dem Zwecke, allmorgendlich im stillen Gotteshaus eine Stunde der Andacht zu verbringen. Blieb ihr doch auch keine Zeit zu den Ländeleien ihrer Altersgenossinnen, da sie dem bejahrten Vater an Stelle der verstorbenen Mutter das Haus zu versorgen hatte. Ihre einzige Freude waren die Blumen am Fenster, denen sie liebevoll ihre Pflege angedeihen ließ und ein paar Läubchen, welche von ihr zur gewohnten Stunde das Futter erhielten. So hatte sich Berta ein kindlich-reines Gemüt bewahrt, das weder Falschheit noch Tücke kannte.

Die Tage im Leben Berta's waren in einer gewissen Einförmigkeit dahin gegangen, als sich dies plötzlich mit einem Schlage änderte. Der spätere Großmeister des deutschen Ordens, Hermann von Salza, kam nach Breslau und nahm in der Burg Wohnung.

Groß war sein Erstaunen, innerhalb der öden Burgmauern einem solch lieblichen Mädchen wie Berta zu begegnen.

Jedoch die im Auftrage seines Ordens zu erledigenden Angelegenheiten ließen ihm vorerst keine Zeit, sich mit Berta näher bekannt zu machen. Nichtsdestoweniger erregte die Jungfrau seine uneingeschränkte Bewunderung, wenn er mit ihr bei den gemeinsamen Mahlzeiten zusammentraf.

Seit dem Tage, da Hermann die Burg betreten hatte, war Berta wie umgewandelt. Ihre sonst so heitere Art hatte einer gewissen Niedergeschlagenheit Platz gemacht. Träumerischen Blickes schlich sie in den Räumen der Burg umher, wo sonst ihr fröhliches Singen und Lachen erklang. So verträumte sie jetzt des öfteren, schwermütig und in sich gelehrt, im schattigen Burggarten den Nachmittag.

Schon lange war dem bejahrten Vater diese Wandlung im Wesen der Tochter aufgefallen.

Und als er sie einstmalß wieder sinnend unter den Gliederbüschen antraf, stellte er sie zur Rede.

„Was träumst du wieder in den blauen Himmel hinein?“ fragte er sie.

Erschrocken fuhr Berta von der Bank auf und sah den Vater starren Auges an.

„Dich bedrückt ein großer Kummer, den du mir zu

verheimlichen suchst. Vertraue dich getrost deinem alten Vater an!" fuhr er fort.

Bei diesen Worten Walter's traten dem jungen Mädchen die Tränen in die Augen, und schluchzend sank sie an seine Brust. Liebevoll strich ihr der Vater mit zitternder Hand über den blonden Scheitel und hob ihren Kopf in die Höhe, zärtlich in ihre blauen Augen schauend.

Mit jähem Ruck riß sich Berta von ihm plötzlich los und lief davon.

Walter von Bruned sah sie in dem Burgtor verschwinden. Mißmutig schüttelte er den Kopf über das sonderbare Betragen seines Kindes.

Wochen waren seitdem vergangen, und Hermann von Salza dachte an seine Abreise. Bevor er jedoch von dannen zog, wollte er sich noch einige Tage der Ruhe gönnen. Erfreut, den Gast noch einige Zeit bei sich zu sehen, hatte der Burgvogt von diesem Entschluß Kenntniß genommen.

Wie erstaunte jedoch Berta, als sie eines Morgens den Ritter zu gewohnter Stunde ins Gemach treten sah. Der sonst so heitere Mann begegnete ihr mit verstörtem Blicke. Kaum konnte sie es erwarten, daß sich der Vater nach genossener Mahlzeit entfernte. Forschenden Blickes suchte sie in Hermann's Gesicht zu lesen. Als Walter von Bruned das Zimmer verlassen hatte, und seine schlurfenden Schritte im Gange verhallt waren, sprach Berta zu dem Ritter: „Was ist Euch übles widerfahren, daß ihr so mürrisch dreinschaut?“

Hermann sah von seinem Teller auf und blickte sie lange Zeit fragend an. Er überlegte, ob er dem Mädchen sogleich Rede und Antwort stehen sollte. Merklich kämpfte er innerlich mit großer Erregung.

Zögernd, mit einem leichten Zittern in der Stimme, ihr unverwandt ins Auge blickend, begann er nach einer Weile: „Ihr wißt, daß ich mit wichtiger Botschaft zum hohen Rat der Stadt Breslau gesandt ward. Manch lange Stunde habe ich mit den Rathsherrn verhandelt und kam oft des Abends spät heim.

Da schien es mir manchmal, als hörte ich unheimliche, ächzende Laute in der Nähe meines Schlafgemaches. Ich maß jedoch denselben keinerlei Bedeutung bei, zumal ich mit der Örtlichkeit der Burg nicht vertraut bin. Aber in der vergangenen Nacht bin ich eines anderen belehrt worden.

Als ich die alte eichene Thür zum Burghofe bei meiner Rückkehr vom Rathause hinter mir geschlossen hatte, und meine Schritte dumpf in dem langen Gange des von mir bewohnten Seitenflügels des Gebäudes widerhallten, vernahm ich wieder jenes schreckliche Geräusch. Da ich niemanden gewahrte, ging ich in mein Zimmer und begab mich zur Ruhe.

Es mußte gegen Mitternacht sein, als ich einschlief. Ein fürchterlicher Traum störte meinen Schlaf.

Ich glaubte, mit euch am Oderufer dahinzugehen, als ihr plötzlich straucheltet und in die Fluten stürztet. Flugs löste ich die Riemen meiner schweren Rüstung, um euch zu retten. Währenddem trug euch die Strömung von dannen, und eure flehentlichen Hilferufe drangen an mein Ohr. Doch unsichtbare Hände schienen mich zu fesseln. Es gelang mir nicht, in das Wasser zu kommen. Der Schweiß trat auf meine Stirn. Mit übermenschlichen Kräften suchte ich mich loszureißen, um euch beizustehen.

Da geschah etwas Wunderbares! Neben euch teilte sich

die Flut empor, und ein bezaubernd schönes Weib ward an eurer Seite sichtbar. Schwer fiel das feuchte Gelock ihres Haupthaars über den üppigen Körper. Immer höher und höher hob sich die Frau aus den Wellen heraus. Wie abwehrend streckte sie ihre Arme gegen mich aus, um mich von meinem Vorhaben abzuhalten. Doch ich, in Sorge um euch, versuchte immer wieder von neuem, mich der unsichtbaren Gewalt, die mich gefesselt hielt, zu entreißen, als in ihrer Hand ein Dolch aufblitzte, den sie in euer Herz zu stoßen drohte. —

Voller Entsetzen stieß ich einen lauten Schrei aus und erwachte.“

Teilnahmevoll hatte Berta zugehört und war während der Erzählung Hermanns an dessen Seite getreten.

Durch eine Handbewegung nötigte sie aber dieser, wieder auf ihrem Sessel Platz zu nehmen.

„Hört weiter, Jungfrau! Das Fürchterlichste stand mir noch bevor. Bisher war ja alles nur ein Traum gewesen. Schlaftrunken rieb ich mir die Augen. Da hörte ich die mir so wohlbekannten kläglichen Töne aus allernächster Nähe in meinem Gemache. Den Blick nach jener Seite gerichtet, woher die Laute kamen, sah ich zu meinem Grausen in einer Ecke des Zimmers jenes Weib, das ich im Traume geschaut, leibhaftig vor mir stehen. Das Herz drohte mir vor Erregung zu zerspringen, während mein ganzer Körper von einem fieberhaften Frost geschüttelt wurde. Kalte Schweißtropfen traten auf meine Stirn. Kaum wagte ich, den Blick von der Gestalt wegzuwenden. Wiederum hatte sie den Dolch in der einen Hand, während sie mir mit der andern winkte.

Es war mir nicht möglich, mich von der Stelle zu rühren, so war ich von der Erscheinung gebannt.

Da erklang die Glocke vom nahen Turm. Eine Stunde nach Mitternacht verkündete ihr Schlag. Das Gespenst war verschwunden."

Bei den letzten Sätzen Hermanns war der alte Diener Gottfried ins Gemach getreten. Seiner Gewohnheit gemäß wollte er die Frühstückstafel abräumen.

Weder Hermann noch Berta hatten sein Kommen bemerkt. Sie waren allzusehr von der Erzählung gefangen genommen, um Auge und Ohr für das zu haben, was um sie her vorging.

Ehrerbietig war Gottfried an der Tür stehen geblieben und wartete auf den Wink Bertas.

Als Hermann geendigt hatte, murmelte der Diener leise vor sich hin: „Das war die Todesjungfrau, edler Herr, die ihr gesehen habt.“

Jetzt erst bemerkten ihn die beiden.

Fragend schaute ihn Hermann an.

„Daß euch die Todesjungfrau erschienen ist“, sprach Gottfried, „deutet auf etwas Außergewöhnliches hin. Sie treibt zwar sonst in jenem Teile der Burg, den ihr bewohnt, ihr Wesen, aber selten bekommt sie jemand zu Gesicht.“

Während dieser Worte hatte der Diener seine Arbeit vollendet und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Gottfried“, rief ihm der Ritter nach, „wißt ihr etwas Genaueres über die Todesjungfrau?“

Der Diener, welcher schon halb in der Türe stand, trat einige Schritte zurück und bejahte die Frage.

„Erzählt denn!“ forderte ihn Berta auf.

Er begann: „Jener Teil des Schlosses, den ihr, werter Herr, jezo bewohnt, enthielt früher die Gefängnisse mit den Folterkammern, in welchen alle jene schrecklichen Werkzeuge vorhanden waren, mit denen man den verstockten Verbrechern des Geständnis der Wahrheit erpreßte. Zwar ist von diesen Marterdingen nichts mehr zu sehen, aber schreckliche Geister treiben dort dafür ihr Wesen. Die Todesjungfrau, die euch in dieser Nacht erschienen ist, sitzt dort unten und harret der Erlösung.“

Ungeduldig war Hermann von seinem Sitze aufgesprungen, als Gottfried in seiner Erzählung innehielt. „Weiter, weiter!“ drängte er.

Zu Berta gewandt, fuhr der Diener fort: „Gleich eurem Herrn Vater wohnte hier in dieser Burg ehemals vor vielen Jahren ein Burgvogt mit seinem schönen Töchterchen Elsbeth.“

Er war ein gar gestrenger und grausamer Mann, aus dessen Händen keiner der armen Gefangenen lebend davonskam. Er fand eine teuflische Lust daran, sie langsam zu Tode zu quälen. Sein rohes Wesen entfremdete ihm daher auch bald seine Tochter, die vor den Schändlichkeiten des Vaters großen Abscheu empfand. Oft schalt er sie wegen ihrer Feigherzigkeit, wie er es nannte. Und nicht selten verkündigte er, daß er sie als seine Tochter verstoßen und dafür die eiserne Jungfrau an Kindesstatt annehmen wolle.“

Gespannt hatten Berta und der Ritter zugehört.

„Ist dies das fürchterliche Marterwerkzeug, das noch heute in dem dumpfen Keller der Burg stehen soll?“ warf Berta fragend dazwischen.

„Ihr sagt es, Jungfrau Berta,“ antwortete der Diener. „Nichts Fürchterlicheres hat je ein Menscheng Geist erfunden.“

Ein überlebensgroßes Weib aus Eisen nachgebildet, eine flammende Krone auf dem Haupte, in jeder Hand ein scharfes Schwert, wurde dieses Marterinstrument von einem sinnreichen Mechanismus in Bewegung gesetzt. Wehe dem Unglücklichen, der in die Arme der eisernen Jungfrau fiel! Das Räderwerk begann zu laufen und zermalmte ihn. Um das Todesopfer gefahrlos in die Höllenmaschine zu treiben, war in der Decke des Raumes, da sie stand, eine Falltür eingelassen. In dem darüber befindlichen Gange war diese als solche nicht zu erkennen. Wurde nun ein dem Tode geweihter Gefangener auf jenem Gange hingeführt und trat auf die verborgene Thür, so wich ihm der Boden unter den Füßen und — das Rauschen eines mächtigen Räderwerkes, sowie ein Klitschern des Zusammenschlagen der eisernen Fänge war vernehmbar.“

Entsetzen malte sich bei diesen Worten in Bertas Zügen. Abwehrend streckte sie die Hände gegen Gottfried aus, als wollte sie ihn veranlassen, mit seiner graußigen Erzählung aufzuhören.

Wiederum war es Hermann, der Gottfried von Neuem drängte, seine Schilderung zu Ende zu bringen.

„Erzählt weiter, Gottfried!“ rief er ihm zu.

Dieser fuhr fort:

„Eines Tages wurde ein hübscher junger Mann in das Gefängnis der Burg eingeliefert. Voller Freude weidete sich der Burgvogt an dem Anblick seines neuen Opfers. Als der Jüngling von ihm wegen seines an-



geblichen Vergehens verhört wurde, rief er ihm zu: „Du sollst mir ein schmucker Bräutigam für meine Tochter sein!“

Elisbeth, welche diese Worte von draußen durch die Thür gehört hatte, erbleichte. Bezaubert von der schönen männlichen Gestalt und dem freien Blicke des Jünglings, beschloß sie, ihn aus der Gewalt des Vaters zu befreien, koste es, was es wolle.

Nach beendetem Verhör ließ der Burgverwalter den Gefangenen abführen und nahm die Schlüssel zu seinem Gewahrsam an sich.

Elisbeth sann, wie sie den Jüngling befreien könnte, da sie sich darüber klar war, was die Worte des Vaters zu bedeuten hätten. Mit reichlichen Gaben bestach sie die Wachen des Gefängnisses, und so war es ihr möglich, dem Gefangenen ihren Plan seiner Befreiung mitzuteilen.

In der Nacht schritt sie zur Ausführung ihres Vorhabens. Leise schlich sie sich in das Schlafgemach des Vaters. Dieser hatte in weiser Vorsicht den Schlüssel zur Zelle des Gefangenen unter sein Kopfkissen gelegt. Schnell entschlossen griff Elisbeth zu. Gleichzeitig aber erwachte der Vater. Sofort erriet er die Ursache des nächtlichen Besuches seiner Tochter und griff nach seinem Dolche, mit welchem er auf sie eindrang, um sie niederzustößen. Einen Schrei des Entsetzens ausstoßend, floh sie aus dem Schlafgemach. Eine dunkle Gewalt drängte sie nach dem Gange, der über den Raum, in dem sich die eiserne Jungfrau befand, hinführte. Kurz vor der Fallthür holte sie der Vater ein.

Indem er sie an den Haaren zu Boden riß, rief er aus: „Verworfenes Geschöpf! So zeigt sich deine kind-

liche Liebe, daß du deinen Vater schmähslich hintergehen willst? Empfange den Lohn, den du verdient hast!"

Bei diesen Worten wollte er ihr den gezückten Dolch in die Brust stoßen, aber mit der letzten Kraft der Verzweiflung riß sie sich von ihm los und versetzte ihm einen Stoß, daß er rücklings in den dunklen Gang fiel. Da vernahm sie einen dumpfen Fall und das unheimliche Rauschen eines sich in Bewegung setzenden Rädertwerkes.

Der Burgvogt war auf der Falltür und somit in die Arme der eisernen Jungfrau gefallen.

Halb bewußtlos sank Elisabeth an der Öffnung der Falltür nieder, während aus der Tiefe schauerliche Schmerzenslaute zu ihr empordrangen. Jetzt erst wurde ihr klar, daß sie den Vater gemordet hatte. Da tönten von unten die Worte an ihr Ohr: „Entartetes Kind, der Fluch deines Vaters komme über dich. Als Werkzeug der strafenden Gerechtigkeit sollst du lebendig anstelle der eisernen Jungfrau sitzen!“ —

Am folgenden Tage fand das Gesinde an der Falltür Kleiderseihen von Vater und Tochter vor. Man glaubte, sie seien aus Unvorsichtigkeit hinabgestürzt; denn die bestochenen Wachen, welche in den Befreiungsplan Elisabeths eingeweiht waren, hüteten sich, ihre Mutmaßungen über den wahren Vorgang des Unglücks auszusprechen. Seit jenem Tage haust die verzauberte Elisabeth dort unten, ohne daß sie jemals einem Menschen wieder zu Gesicht gekommen wäre.

Daß sie auch, edler Ritter, erschienen ist, deutet darauf hin, daß etwas Außergewöhnliches bevorsteht, vielleicht gar ihre Erlösung."

Mit diesen Worten schloß der Diener seine Erzählung

und verließ das Gemach, um seiner Arbeit nachzugehen, während Berta und Hermann in Gedanken versunken am Tische sitzen blieben. Keines wagte die lautlose Stille durch ein Wort zu unterbrechen, standen doch beide noch zu sehr im Banne der Worte Gottfrieds.

Da ging die Thür auf und herein trat der alte Walter von Brunck.

„Wie lange gedenkt ihr noch, uns die Ehre eures Besuches zu schenken?“ fragte er Hermann.

„In dreien Tagen, wenn wir Vollmond haben, will ich mein Pferd satteln,“ entgegnete dieser.

Er war ans Fenster getreten und sah ins Freie.

„Ein schöner Tag heute, der ins Freie lockt, ein Ritt vor die Stadt soll mir die Zeit bis zum Mittagsmahle kürzen.“

Mit diesen Worten empfahl sich der Ritter von Brunck und seiner Tochter.

Als er sein Roß in der Gegend des Elbings tummelte, mußte er wieder an Gottfrieds Erzählung denken. Die düsteren Bilder jener Schilderung des Dieners, sowie die Erinnerung an seinen Traum hielten ihn in ihrem Bann. Die schöne Jungfrau war ihm so rührend erschienen, als sie in den kühlen Fluten die Arme flehentlich nach ihm ausstreckte und um Hilfe rief.

„Wie ist es möglich, in der Nähe diesen holden Engels Tage und Wochen zuzubringen, ohne sie zu lieben? Bin ich nicht ein Tor, daß ich die schöne Zeit meines Hierseins in ihrer Nähe so ungenutzt habe verstreichen lassen?“ rief er aus.

Doch eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem geliebten Wesen litt ihn nicht länger vor den Stadttoren. Er

lenkte sein Köpflein den stillen Mauern zu, da die Leure weilte. Ein leises Ahnen sagte ihm, daß er sie in dem kleinen Burggärtchen finden müsse. Er trat durch das Thor und fand wirklich die Gesuchte unter der schattigen Linde in Gedanken versunken sitzend. Voller Freude trat er auf sie zu und rief sie zärtlich beim Namen. Erschrocken fuhr Berta auf und errötete tief, als sie des Ritters ansichtig wurde.

„Erschreckt euch so die Stimme eures Gastes?“ redete sie Hermann an, wobei in seiner Stimme ein leichter Ton des Vorwurfs lag.

„O nein,“ entgegnete sie verlegen, „aber ich war so in Gedanken versunken; euer schrecklicher Traum beschäftigte mich gerade.“

Erfreut darüber, daß Berta seiner gedacht hatte, ergriff der Ritter ihre zarte Hand, die sie ihm jedoch sanft entzog.

„So hat also mein Traum eure Aufmerksamkeit erregt? Auch mich bewegt er immer noch aufs Heftigste; doch knüpft sich mir daran solch schöne Erinnerung, daß ich gern dabei verweile.“

Indem seine Stimme einen warmen Klang annahm, fuhr er in seiner Rede fort: „Der Traum brachte euch mir so nahe; wir wandelten so vertraut am Ufer der Ober. Es war so schön und beglückend, und doch war es nur ein Traum.“

„Bedenkt doch aber jenes schreckliche Wesen, das euch und mich bedrohte,“ entgegnete Berta. „Gewiß schwebt eine fürchterliche Gefahr über eurem Haupte.“

Sie hatte dies alles so innig-warm gesprochen, daß Hermann entzückt ausrief: „Und du holder Engel zitterst

vor der Gefahr, die mir droht? An meinem Schicksal nimmst du Anteil? Wenn mir auch das Ärgste widerfährt, so werde ich Mannes genug sein, es zu bestehen. In dem Bewußtsein, deiner Teilnahme sicher zu sein, werde ich mein Los zu tragen wissen.“

Webend am ganzen Körper hatte Verta diese Worte vernommen. Keines Wortes mächtig, hatte sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckt und brach in heftiges Schluchzen aus.

Schmerzlich gerührt ob dieses Anblickes sprach der Ritter: „Verzeiht, wenn ich euch geängstigt habe.“

Mit abgewandtem Gesicht reichte ihm Verta die Hand und sagte mit leiser Stimme: „Laßt uns zum Vater gehen, der meiner schon warten wird.“

Walter von Bruned war in heiterster Stimmung. Manch lustiges Wort kam von seinen Lippen, sodaß die Zeit bis zum Abend schnell dahin ging. Bald nach dem Abendessen verließ Hermann die Gesellschaft Vertas und ihres Vaters und suchte sein Zimmer auf.

In Gedanken versunken betrat er den Balkon. Ruhig floß der Oberstrom in seinem Bette dahin.

„Ja, sie liebt dich,“ sprach er zu sich selbst, „ihre Besorgnis um dich, ihre Worte, selbst ihr Schweigen und Erröten gestehen es.“

Doch da stieg ein Gedanke in ihm auf, der ihn schier verzweifeln ließ. Eine innere Stimme flüsterte ihm zu: „Bist du nicht Ordensritter, versagt dir nicht dein Gelohnis, an irdische Liebe zu denken? Willst du dir die ewige Seligkeit um irdischer Lust willen verscherzen?“

Er trat vom Balkon zurück und ging hastigen Schrittes erregt in der Stube auf und ab.

„Soll ich dieser Liebe entsagen, die mein ganzes Glück ausmacht? Kann und darf ich es überhaupt? Vernichte ich nicht auch gleichzeitig das Glück des teuren Mädchens?“

Diese Fragen bewegten sein Innerstes aufs heftigste.

Da fiel sein Blick auf den Tisch. Dort lag der Brief, den er vor kurzem an den Großmeister seines Ordens zu schreiben begonnen hatte. Er nahm das Blatt zur Hand und begann zu lesen. Hatte er diese Worte nicht selbst geschrieben, war dies nicht sein Gelöbniß treuester Pflichterfüllung?

Eine innere Stimme sagte ihm: „Also willst du mit deinen Worten spielen? Du willst meineidig werden, dein und Berta's Glück zerstören? Nimmermehr! Mit Mannesmut will ich entsagen. Aber fort will ich von diesem Orte, die Nähe der holden Jungfrau könnte vielleicht bei längerem Verweilen dennoch mein Herz befehren und mich in meinen Vorurtheilen wandeln machen.“

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, setzte er sich an den Tisch, um dem Burgvogt davon Mitteilung zu machen und seine plötzliche Abreise zu entschuldigen. Am Schluß des Briefes fügte er noch einige Abschiedsworte an Berta bei. Tränen der Wehmut traten in seine Augen. Schnell aber besiegte er diese unmännliche Regung und stürzte zum Zimmer hinaus, um in der erfrischenden Kühle der Nacht sich wieder zu sammeln. Doch nirgends fand er einen Ausgang. Er mußte sich verirrt haben. Da schlug es vom nahen Turme Mitternacht. Ein Schauer durchrieselte ihn; denn die Schrecken der vergangenen Nacht tauchten in seiner Erinnerung auf. Und plötzlich drangen wieder jene fürchterlichen Laute an sein Ohr; ein Ächzen und Wimmern ertönte aus der Ferne. Auf einmal vernahm

er Schritte, Fackeln erhellten den Gang und das Gespenst der letzten Nacht, die Todesjungfrau, wurde sichtbar. Bleichen Antlitzes, mit herumfliegendem Haar, stürzte sie hervor, verfolgt von einem Mann, der in der einen Hand eine lodernde Fackel hielt, während die andere einen blitzenden Dolch schwang. Der Ritter riß seine ganze Kraft zusammen, drang hervor und rief der Erscheinung ein lautes „Halt“ entgegen.

Da merkte er, wie ihm der Boden unter den Füßen schwand. Er sank in die Tiefe und vernahm das knarrende Geräusch sich bewegender Räder, sowie ein schauerliches Seufzen und Wimmern. Als er sich umschaute, sah er sich in einem kleinen dunklen Raume, der von einer Lampe erhellt wurde, zu Füßen der Todesbraut. Mit einem Schrei des Entsetzens zog er sein Schwert, um auf die Erscheinung einzudringen. Doch eine unwiderstehliche Gewalt schien ihn der Kräfte zu berauben. Unbeweglich sitzend, schaute ihn die Todesbraut totenbleich mit ihren glühenden Augen an. Sie zog ihn an ihre Brust und umschlang ihn mit ihren Armen, während er ihren eiskalten Atem verspürte. Fester und fester wurde die Umklammerung. Ein schrecklicher Schmerz durchzuckte seinen Körper und drohte ihn zu ersticken.

Plötzlich rief eine verklarte Stimme: „Erlösung!“

Bewegung kam in die tote Gestalt der Jungfrau. Sie ließ Hermann los und sank auf ihre Knie. Hinter ihr aber erschien jener Mann, den Hermann als ihren Verfolger gesehen hatte und sprach: „Ja, wir sind erlöst; denn also ward uns verheißen: „Wenn ein Mann um des ewigen Heils willen freiwillig irdischer Liebe entsagt, sollt ihr erlöst werden.“

Raum hatte er diese Worte gesagt, als das ganze Gewölbe von einem furchtbaren Krachen erfüllt wurde und Hermann bewußtlos niederfiel.

Als er wieder erwachte, lag er in seinem Bett. Nur dunkel konnte er sich der letzten Vorgänge erinnern. Allmählich kam er zum Bewußtsein. Da gedachte er seines Entschlusses, von dannen zu ziehen.

Schnell raffte er sich auf, weckte seinen Knappen, und wenige Minuten später sprengten zwei Reiter zum Tore hinaus.

Als am anderen Morgen die Bewohner der Burg erwachten, sahen sie mit Erstaunen, daß der Theil der Burg, in dem sich die Gefängnisse befanden, eingefallen war. Nur ein Schutthaufen war übrig geblieben.

Voller Sorge um Hermann eilte Berta nach dem Zimmer des Ritters, woselbst sie seinen Brief vorfand.

Tränenden Auges überbrachte sie dem Vater die Botschaft.

Als nach Jahren Hermann wieder einmal nach Breslau kam, fand er Berta mit einem ehrsamem Bürger vermählt. Die Zeit hatte ihren Schmerz um Hermann verblaszen lassen, nur eine wehmüthige Erinnerung war ihr an ihn geblieben.





Der steinerne Kopf an der Domkirche.

In Breslau lebte einstmal's ein wohlhabender Bürger'smann namens Tauscher. Trunk und Spiel sahen ihn wenig daheim, zumal ihm seine zänkische Frau durch ihr unliebsames Gebahren den Aufenthalt in seinem Hause verleidete. Die schlechte Gesellschaft seines Freundes und Zunftgenossen, Walter Rotenberg, tat ihr Übriges, sodaß Tauscher bald das Zeitliche segnete. Er hinterließ einen Sohn mit Namen Karl, der aber von der Mutter gänzlich verzogen ward. Nach dem Wunsche des Verstorbenen wurde Walter Rotenberg des Knaben Vormund. Er nahm

Karl in sein Haus, und hier mußte dieser die schwerste Arbeit verrichten.

Der hübsche aber leichtsinnige Bursche warf bald ein Auge auf die junge und schöne Meisterstochter Maria, welche seine Liebe erwiderte. Doch der Meister wollte nichts davon wissen, daß Karl sein Eidam werden sollte und sagte ihm frei heraus, daß aus der Heirat mit seiner Tochter nie etwas werden könne, zumal er zu jung und viel zu arm sei. Kurzerhand stellte er ihn vor die Entscheidung, sich die Sache aus dem Kopfe zu schlagen oder das Haus zu verlassen.

Karl besann sich nicht lange und zog in die Fremde. Doch kam es anders, als er es sich erträumt hatte. Wo er auch hinkam und um Arbeit fragte, überall wurde er abgewiesen. Kein Meister wollte ihn ohne Zeugniß aufnehmen. und so wanderte er planlos von Ort zu Ort, kam bald herunter und ward ein Landstreicher. Er geriet nicht lange darnach in die Gesellschaft von Begelagerern und wurde einer der ihren. Gar mancher vertwegene Raub wurde ausgeführt und viele Schätze fielen ihnen in die Hände. Einstmals wurde jedoch die Räuberbande auseinander gesprengt, wobei alle seine Gefährten gefangen genommen wurden. Nur er allein hatte das Glück, der strafenden Gerechtigkeit zu entgehen.

Hatte er bisher seiner Geliebten kaum gedacht, so erwachte jetzt plötzlich in ihm der Wunsch, Maria wiederzusehen. Sie mußte in der langen Zeit seiner Abwesenheit zur schönsten Jungfrau erblüht sein. Ein untwiderstehliches Verlangen zog ihn nach der Heimat hin. Mit Schätzen reich beladen eilte er nach Breslau.

Nach einem scharfen Ritt von mehreren Tagen sah er

endlich in der Ferne die Thürme seiner Vaterstadt vor sich auftauchen, und beim Einbruch der Nacht lenkte er das Kößlein durch das finstere Stadttor.

Mit aller Bestimmtheit hoffte Walter, von seinem früheren Vormund jetzt mit offenen Armen aufgenommen zu werden, war er doch nicht mehr arm wie ehemals. Als Maria seiner ansichtig wurde und in das schöne männlichgebräunte Gesicht des schon fast verloren Geglaubten blickte, sank sie an seine Brust und ließ sich willig von ihm lieben. Ihr Vater wollte jedoch von Walter immer noch nichts wissen und geriet bald in Streit mit ihm. Endlich wies er ihm die Thür.

Voller Mut eilte Walter durch das Ziegelstor zur Stadt hinaus nach der Dominfel, woselbst er bei seinem Verwandten, dem Turmwächter des Domes, Unterkunft fand. Auf Rache an Rotenberg sinnend, verlebte er hier einige Zeit, zumal der Turmwart bald durch Krankheit ans Bett gefesselt wurde, und er ihn in seiner Stelle vertreten mußte. Da wurde Walter Lauser eines Tages die traurige Kunde, daß Maria aus Gram um den verlorenen Geliebten gestorben wäre.

Sein Schmerz um Maria ließ nun in ihm den Gedanken reifen, an ihrem Vater Rache für die Abweisung seiner Werbung zu nehmen. Er schlich sich am Abend des Begräbnistages in des Vormunds Haus, dessen Örtlichkeit ihm ja genügend bekannt war, warf Stroh und Zunder vor ein Zimmer des oberen Stockwerkes und setzte das Ganze in Brand. Eilenden Schrittes lief er nach dem Dom zurück. Da tönte ihm schon schauerlich die Sturmglocke entgegen; der Feuerschein war bald am schwarzen Himmel bemerkt worden.

Schnell sprang er die Stufen im Innern des Domturmes hinauf und schaute durch eine Mauerlücke hinaus nach der Neustadt, woselbst er das Feuer in flammender Höhe zum Himmel schlagen sah. In teuflischer Lust lachte er laut auf ob seines gelungenen Streiches.

Doch plötzlich kam ihn ein Grausen an. Es dünkte ihm, daß das Mauerwerk Leben erhielt, die Lücke wurde immer enger und enger. Wie ein eisern Band legten sich die Ziegel um seinen Hals. Er rief um Hilfe, schlug sich die Hände an der Mauer wund, aber niemand vernahm seine ängstlichen Rufe. Bald endete sein Leben durch Erstickung.

Am nächsten Morgen fand man ihn tot, das Gesicht blau und mit Blut unterlaufen.

Noch heutigen Tags ist an der Mittagsseite der Domkirche ein aus Stein gehauener Kopf zu sehen, welcher zum Andenken an diese Begebenheit angebracht worden sein soll.





In das Bethor der Karthause
 Zieht der Mönche düstre Schar,
 Schweigend kommt aus enger Kause
 Stumm sich grüßend, Paar um Paar.
 Von den Lippen bleich und kalt
 Furchtbar das „Memento“ schallt,
 Drauf in ihren Stühlen nieder
 Knien all' die ernstesten Brüder.

Einer auch mit bleichen Zügen
 Kniet, der jüngste im Convent,
 Hat vor sich, geschlossen, liegen

Das Brevier von Pergament.
Wie er's aufschließt, scheu zurück,
Bebt er und mit bangem Blick
Sieht er in der Blätter Schoße
Lächeln eine weiße Rose.

Denn im Kloster herrscht die Sitte
Wunderbar gelenkt von Gott,
Daß, wer aus der Brüder Mitte
Scheiden muß in bitteren Tod,
Dreier Tag vor seinem End,
Im Brevier von Pergament,
Das im Betstuhl liegt verschlossen,
Sieht ein weißes Röslein sprossen.

Dumpf verhallt sind die Gesänge,
Freundlich naht des Morgens Blick,
Und es wallt die düstre Menge
In die Zellen stumm zurück.
Hinter allen wandelt jetzt
Noch der jüngste Mönch zuletzt,
Sein Brevier behend und schnelle
Legt er an des Alt'sten Stelle.

Wieder nah'n am andern Morgen
Ernst die Mönche vom Convent,
Und der Alt'ste lieft mit Sorgen
Im Brevier sein naheß End'.
Dann mit gottergeb'nem Blick
Rehrt er in die Zell' zurück,
Faltet zum Gebet die Hände,
Harrend auf sein irdisch Ende.

Wie der dritte Morgen grauet
Wieder kommt der Mönche Schar,
Stumm sich grüßend, düster schauet
Zu dem Vetchor Paar an Paar.
Wie sie sind zum Chor gewallt,
Requiem aeternum! schallt,
Und der Alt'ste betet helle
Für des jüngsten Bruders Seele.

E. Duller.





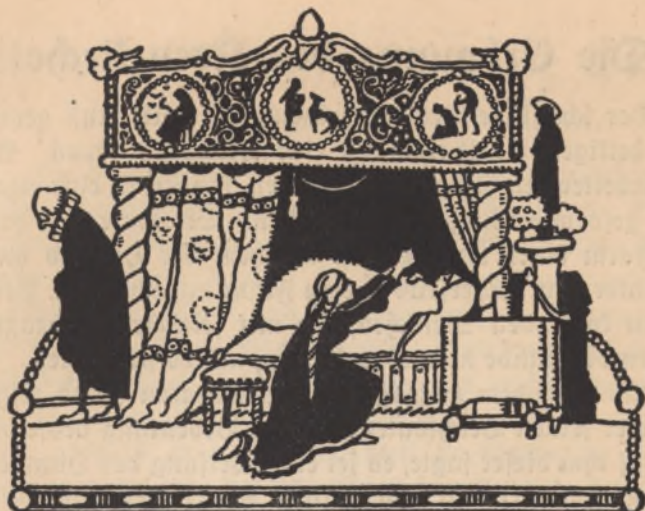
Bischof Strachwitz von Breslau.

Einstmals im Monat Mai zog Bischof Strachwitz von Breslau mit einem stattlichen Gefolge von Prälaten nach dem nahegelegenen Leubus, um daselbst, einer Einladung des Klosterabtes folgend, einer Jubelfeier beizuwohnen. Ein feierlicher Festgottesdienst fand in der Kloster-

Kirche statt, bei welchem der Bischof selbst das Hochamt im Festgewand zelebrierte. Mächtig brauste der Orgelsklang durch das Gotteshaus, während Weihrauchdüste den Raum erfüllten. In Andacht vernahm das versammelte Volk des Priesters Worte.

Nach der kirchlichen Feier vereinigten sich die geistlichen Herren bei gemeinsamer Tafel im Speisesaale des Klosters. Was Küche und Keller beherbergten, boten die gebefreudigen Mönche ihren Gästen bereitwilligst dar. Mehr aber noch als all' diese leiblichen Genüsse erfreuten den Bischof die herrlichen Rosen, mit denen die Klosterbrüder die Festtafel geschmückt hatten. Er war derart über die schönen Blumen entzückt, daß er den Abt bat, ihm einige Ableger davon nach Breslau zu senden, damit er daselbst in seinem bischöflichen Garten auch solch wunderliebliche Rosen ziehen könnte. Der Abt entsprach natürlich dieser Bitte gern.

Nach Jahren, die Rosen standen gerade in schönster Blüte, begab sich Bischof Stachwitz seiner Gewohnheit gemäß wie immer spät abends in sein Schlafgemach und kniete in brünstigem Gebet an seinem Betstuhl nieder. Würzige Düste erfüllten das Zimmer, das mit blühenden Rosen aus seinem Garten geschmückt ward. Betäubt davon sank der Bischof in einen tiefen Schlaf. Da erschienen ihm im Traume die Seelen der Rosen in Gestalt von lieblichen Jungfrauen. Die schönste neigte sich über ihn und drückte einen Fuß auf seine Lippen, während ihre zarte Hand liebevoll die Locken von seiner Stirn strich. Erinnerungsbilder aus glücklicher Jugendzeit stiegen in ihm auf und jugendlich verklärte sich sein Antlitz. Zum zweiten Male neigte sich die Rosenelfe über ihn, und da sie ihn heiß und verzehrend küßte, verschied er.



Verlöbting der Sandkirche

Der Landeshauptmann von Schlesien, Peter Wlast, hatte eine fromme Gemahlin namens Maria. Einstmals erkrankten ihre beiden Kinder Beatrice und Swentoslaus. Keine ärztliche Kunst vermochte ihnen zu helfen, sodaß sie zu sterben drohten. Im heißen Gebet suchte die Fürstin Hilfe bei der Jungfrau Maria, der sie eine Kirche zu bauen gelobte, wenn die geliebten Kinder wieder genesen würden. Die Mutter des Heilands erschien daraufhin der Fürstin im Traume und versprach ihr die Erhöhrung des Gebetes, wenn sie ihr Gelübde halten wollte.

Die Kinder wurden wieder gesund und voller Dankbarkeit ließ die Gemahlin Peter Wlasts das Kirchlein zu Unseren lieben Frauen auf dem Sande erbauen, welches noch bis auf dem heutigen Tage die Sakristei der Sandkirche bildet.

Die Erbauung der Kreuzkirche

Der schlesische Herzog Heinrich IV. hatte einst gelobt, dem heiligen Bartholomäus eine Kirche zu bauen. Als die Arbeiter den Grund dazu gruben, fanden sie eine eigenartig geformte Wurzel im Erdboden. Der obere Teil hatte die Form eines Kreuzes, an welchem der Heiland hing. Darunter war beiderseits je eine Figur angewachsen. Beide glichen knieenden Menschen, die mit seitwärts gebeugten Köpfen die Hände nach oben hielten, als ob sie beteten.

Als man dem Herzog den wunderbaren Fund zeigte, fragte er seinen Beichtvater nach der Bedeutung desselben, worauf ihm dieser sagte, es sei eine Weissung des Himmels, an dem Fundorte ein dem heiligen Kreuze geweihtes Gotteshaus zu bauen. Um nun seinem Gelübde gegenüber dem heiligen Bartholomäus nicht untreu zu werden, entschloß sich Heinrich, auf der ersten Kirche noch eine zweite zu errichten. Dies geschah auch. Nach sieben Jahren ward das zweite Gotteshaus vollendet.

Noch heute steht die Kreuzkirche über dem Gotteshause, das dem heiligen Bartholomäus geweiht ist.

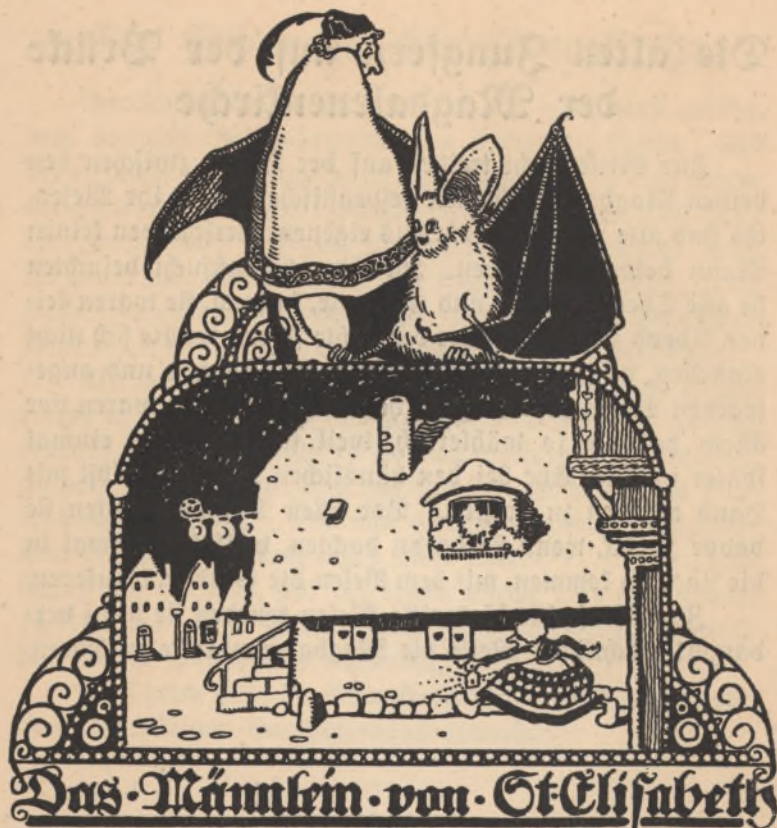


Die alten Jungfern auf der Brücke der Magdalenenkirche

Zur Mitternacht treiben auf der Brücke zwischen den beiden Magdalenenentürmen gespenstische Geister ihr Wesen. Es sind alte Jungfern, die aus eigenem Verschulden keinen Mann bekommen haben. In ihrer Genußsucht besuchten sie alle Theater, Bälle und Konzerte, kurzum, sie waren keinen Abend zu Hause. Aber der rechte Freier wollte sich nicht einstellen, da jede von ihnen einen recht reichen und angesehenen Mann zum Gemahl haben wollte. Sie waren vor allem deshalb so wählerisch, weil sie fürchteten, einmal später in ihrer Ehe bei den häuslichen Arbeiten selbst mit Hand anlegen zu müssen. Vor allen Dingen scheuten sie davor zurück, wenn sie daran dachten, vielleicht einmal in die Lage zu kommen, mit dem Besen die Stube auszufegen.

Zur Strafe für dies eitle Wesen wurden sie dazu verdammt, nächtlicher Weile die Magdalenenbrücke zu kehren.





Das Männlein von St. Elisabeth

Meister Nikolaus Peters stand vor seinem Laden, über dessen Schilde zwei goldene Becken, die Wahrzeichen seines ehrsamten Handwerkes gleißend in der Sonne flimmerten, und gab seinen Lehrlingen Befehle, sie sollten ihm für wichtige Gänge Boten sein.

„Also Hans,“ redete er den größeren der beiden Burschen an, „du springst zu Ruhme Elisabeth, ein Kumpel-

ment von mir, und geh fein sacht, so gehört es sich in einem Trauerhause. Und dein Vater ließe fragen, wenn er den Leichenbart für den Onkel Peters selig machen soll. Und du, Nidel," der Junge hieß eigentlich Nikolaus wie sein Lehrherr, der zugleich sein Pate war, „du läufst mir, trab, trab, nach dem Dom zu Küster Jerin, einen schönen Gruß von Meister Peters, und ob Herr Jerin das Gesundheitsbuch nun ausstudiert hätte, wir brauchten es wieder. Na, was ist denn Hans?" — der Meister sah erstaunt auf seinen Jungen —, „was ziehst du für einen Flunsch?" Hansens frisches Gesicht war ganz weiß geworden, und seine sonst so lustigen blauen Augen hielten mit Mühe die Tränen zurück.

„Zu Peters?" stotterte er mit einer Stimme, welche ganz heiser vor Furcht klang, „in das Gespensterhaus?" „Gespensterhaus!? Hättest du doch das nicht gesagt!" Meister Peters lachte laut und herzlich, und Nidel stimmte ein wenig höhnisch mit ein — daß Hans sich seiner Furchtsamkeit zu schämen begann, — zumal der Vater ihm einen kleinen Klaps gab und weiter sprach: „Du Hasensfuß! Mag der Nidel dich begleiten! Aber dann mußt du auch mit ihm raus auf den Dom und ihm helfen das Buch tragen. Nun aber nehmt die Beine in die Hände und lauft!"

Der Weg von der Altbüßergasse nach dem Ring und der Nikolaistraßenecke ist gar kurz, aber Hans hätte ihn dehnen mögen bis nach dem „Lezten Heller" hinaus, so gruselte es ihn insgeheim. Munkelte doch ganz Breslau, in dem Petershause gehe es um. Nun war sein Großoheim, der reiche Peters, ganz plötzlich gestorben, und die Leute erzählten sich wunderliche Dinge über seinen Tod.

Aber als sie endlich vor dem Petershause standen, da war es der Nickel, der durchaus nicht durch die braune Thür in den dunklen Flureingang finden wollte; denn er hatte, wie man auf Deutsch sagt, nur ein großes Maul, im Grunde seines Herzens war er viel feiger als Hans, wußte sich aber vor den Leuten ein Ansehen zu geben, als habe er eine besondere Courage im Leibe. Hans mußte schließlich alleine hineingehen, und da war alles gar nicht so schlimm, wie seine Furcht es ihm dargestellt hatte. Die Muhme Peters, noch größer und stattlicher als sonst in ihrem feinen, schwarzen Sergeelleide anzusehen, hörte ruhig Hansens Botschaft an und gab ihm darauf Bescheid, dann strich sie leise über den blonden Jungenkopf und fragte sehr sanft: „Hans, möchtest du deinen Oheim noch einmal sehen?“ Hans spürte wieder eine große Angst, er hatte noch niemals eine Leiche gesehen, er meinte aber, wenn er „Nein“ sagte, würde es die alte Frau kränken, also nahm er sein Herz in die Hände und folgte der Muhme in das anstoßende Schlafgemach. Da lag der Onkel auf dem großen, nur mit einem weit ausgebreiteten Tuche bedeckten Bettgestell in einem langen, schlohweißen Hemde, das an der Brust und den Händen gefaltet war und schöne Stickereien zeigte. Sein kleines, runzliges Gesicht schien wie von Wachs, und ein recht zufriedener Ausdruck ruhte darauf, als wären des alten Mannes letzte Worte gewesen: „Alles ist wohl bestellt, jetzt bin ich fertig!“ „Er ist fünf- undachtzig Jahre alt geworden,“ sagte die Muhme, „Zeit seines Lebens hat er in diesem Hause gewohnt. Die Leute reden, es spuken böse Geister hier, aber glaube mir, Hans, es ist alles nicht wahr; nur da, wo schlechte Menschen sind, da wohnt auch der Böse. Das Haus erbt jetzt dein

Vater, so steht es im Testament, möge es ihm darin wohl ergehen! Ich will, so Gott es vergönnt, meine letzten Jahre in Trebnitz verleben, wo ich geboren bin, mein Geld bleibt für dich, wenn ich sterbe. Bleib gesund Hans, und wenn du nach Trebnitz kommst, so besuche mich!" Darauf gab sie Hans freundlich die Hand, und Hans ging wohlgemut fort; denn er freute sich, daß sein Vater, der sich all sein Lebtag hatte für den Mietzins quälen müssen, fortan ein eigenes Haus besitzen sollte. Der Nidel lungerte vor der Thür und fragte gleich: „Was hat's gegeben? . . . Du siehst so vergnügt?" Hans erzählte alles frei und offen, auch daß er dereinst die Ruhme beerben werde. „Schlag die Alte gleich tot," riet Nikolaus, „so kriegst du es schneller!" Hans verdroß die rohe Rede, und da Nidel gewahrte, daß er sich ärgerte, beschloß er, ihn noch schlimmer zu kränken und sagte: „Das Haus ist nur eine kleine Quetsche und steckt voller Gespenster und Alben."

„Wenn der Onkel Peters fünfundachtzig Jahre darin ausgehalten hat, werden sie uns wohl auch nicht gleich fressen," rief Hans lustig; „die Leute reden viel dummes Zeug. Gestern nacht hört' ich, wie die Großmutter meinem Vater erzählte, sie wüßte es ganz genau, im Petershause stecke ein Schatz im Keller, der liegt dort vergraben seit dem Dreißigjährigen Kriege. Aber alljährlich in der Neujahrsnacht rückt er in die Höhe, da kann man ihn sehen."

„Ein Schatz?!" Nidel sprang in die Höhe und seine Augen wurden ganz groß und hungrig, „ein Schatz! Das wäre! Und was hat dein Vater darauf geantwortet?"

„Gelacht hat er," und Hans lachte in der Erinnerung mit, „bei der Karline in unserer Küche könne die Großmutter alle Abend einen finden." „Der Meister macht zu

allem Spaß," rief Nidel verdrießlich, „aber wenn die Alte so was sagt, wird schon etwas daran sein.“

Unter solchen Reden waren sie auf den Ring gekommen, da traf es sich, daß man just den Wollmarkt abhielt.

Mächtige Wolleballen lagerten auf den mit Stroh eingedeckten Wagen, wie auf Brettern oder gar auf der blanken Erde, und wurden von den Knechten geschichtet, von den Wagen gehoben und hin und her gewälzt. Die Kaufherren, kenntlich an den feinen schwarzen Tuchmänteln und Samtbaretten auf den gepuderten Köpfen, gingen durch die Reihen, ließen sich von den auf ihrer kostbaren Ware stolz thronenden Schäfern die Säcke schließen, prüften ruhig und gemessen die Wolle, führten mit den mit großen Siegelringen geschmückten Fingern aus ovalen silbernen Dosen kleine Brisen zur Nase, und wenn die Herren dann ihr Gebot machten, galt ein Wort für tausend. Vor dem Schmetterhaus, im Schatten eines hochbeladenen Wagens, saßen bequem und bei der Junihitze fast allzuwarm auf einem der gewaltigen wie Riesenzwürste umherlagernden Säcke die drei Stadtmusikanten mit Geigen und Bratsche, fiedelten juchheidi, juchheirassa einen Schleifer und Hopsier um den andern, da fanden sich Tänzer unter dem Marktgesinde genug. Flink drehten sich hinter der großen Wage Jünglinge und Mädchen im Ringelreihen und sangen. Das war ein Leben, Weiber schwatzten, Kutscher knallten mit den langen Peitschen, Kinder sangen, schön geputzte Damen, deren weiße Hände zierlich die weitgebauchten Röcke hoben, daß ja kein Schmutz den Kleidersaum oder gar den lang vom Haupte wallenden Schleier streife, spazierten mit Anmut auf und ab; in der Stadtwache lümmelten sich die Soldaten, aber der diensttuende Grenadier

exerzierte draußen vor dem Schilderhäuschen: Eins zwei! eins zwei! und gab Obacht, daß keines der vor der Wache aufgepflanzten Bajonette gestohlen werde. Den Nickel kam eine Lust an, auf dem Markte zu bleiben. „Weißte Hans,“ rief er, „wir sagen dem Meister, der Rüster war nicht zu Hause, gehen dafür hinüber zu den Weinschröters und tanzen eines mit!“

„Nein, nein,“ wehrte Hans. Da wurde Nickel recht böse: „Immer, wo ein Spaß ist, sagst du nein!“ Aber Hans rechtfertigte sich: „Hernach, wenn die Musikanten mit dem Teller kommen, schlagen sie uns mit den Fidelebogen, weil wir keine Heller darauf werfen.“

„Wenn ich soll einwerfen, hab ich genug getanzt, brummte Nickel; „aber ich wüßt’ schon, wie auch unser-einer zu Gelde kam!“

Hans sagte ungläubig: „Lust du doch, als ob du Dukaten blasen könntest?!“

„Guck!“ Nickel deutete auf zwei stattliche Kaufherren, die eben mit einem Schäfer aus der großen Wäge traten. Der Schäfer machte einen Kratzfuß, der hatte wohl für seine Wolle ein schönes Stück Geld eingeheimst, „Die da haben unter den Mänteln in ihren großen Taschen für uns beide genug. Du zerrst den einen am Rock und sagst was: „Mit Verlaub, gestrenger Herr. Ihr seid staubig, oder so“ . . mein Scherlein ist parat, schnipp’s! fünf Finger, ein Griff und die Taschen sind unser.“ „Pfui Nickel,“ rief Hans entsetzt, „das ist ja gestohlen. Lehrt uns der Vater nicht alle Tage: Ehrlich währt am längsten?! „Ja,“ knurrte Nickel, „bis man es zu was bringt. Und wenn ich sehe, wie viele Geld haben und sich schaffen und laufen können

nach Herzenslust und für uns Mehlsbrei und alle drei Jahre ein geflicktes Wams, da könnt ich gleich“

„Kommt mit, Jungens, kommt mit!“

Sie meinten zuerst, es sei der Onkel Peters, der hinter ihnen rufe, hernach fiel beiden ein, daß der Onkel Peters ja gestern gestorben sei, und sie erschrakten nicht wenig, als sie, ohne daß sie einen Schritt gehört, ein kleines, altes Männlein neben sich sahen, akkurat von Gestalt und Ansehen, wie der Verbliehene gewesen, sogar in den nämlichen grauen Habit mit den Steinnußknöpfen war es gekleidet und hatte dasselbe graue Mützlein auf dem Haupte, ein putziges Ding mit einem Knopf inmitten, auf dem eine große Feder steif und kerzengrade wie eine Wetterfahne stand. Unter der Mütze quoll eisgraues, fein gekräuseltes Haar, die Augen, ja selbst die Haut seines kleinen, verschrumpelten Gesichtes schienen grau, und vornämlich seine Stimme hatte den grämlichweinerlichen Klang, von dem Hansens Vater einmal scherzend gesagt: wenn einer den Onkel Peters reden höret, meint er allemal, die Hühner hätten sein Brot gefressen. „Wollt ihr Geld haben Jungens? Viel viel Geld?“ Wie nun das Männlein zu den Burschen sprach und sie einen um den anderen anblickte, so starr, daß sich weder die Augäpfel in den Höhlen bewegten noch die Wimpern zuckten, machte es sich vor Hans ganz klein und reckte sich vor Nidel schier hoffärtig in die Höhe. Da fühlte Hans sein Herz so unbändig klopfen, daß er Reißaus nahm, was hast du, was kannst du, immer langaus die Abrechtsstraße hinauf, über die Katharinenstraße bis zum Ritterplatze und er hielt nicht eher an, bis er auf dem Domplatze vor des Rüstlers Hause stand. Nidel jagte ihm nach, und da er flinkere

Seine wie sein Kamerad hatte, lief er voran, drängte sich zuerst in des Rüstlers Haus und erhielt wohl von Herrn Jerin das gewünschte Buch, aber kein Biergeld, wie er gehofft hatte; denn die Rüstler sind gewöhnt, immer zu nehmen und nimmer zu geben. Draußen schimpfte Nidel nicht wenig über den Rüstler und die alte Schwarte dazu, er behauptete, daß sie Hans allein tragen müsse, das Buch aber hatte eine Größe wie ein dreijährig Kind und war wohl seine dreißig Pfund auch schwer. Um des lieben Friedens willen nahm Hans die Last auf sich und zog damit fürbaß, der Nidel latschte, recht wie ein unnützer Bub pfeifend hinterdrein. Da kam quer von den Bleichen hastigen Laufes ein Mann über den Weg und hätte Hans, der gebückten Kopfes unter dem schweren Buche einherleuchte, beinahe umgerannt.

Hans sah auf und erkannte den kleinen Grauen vom Markte wieder. Daß dich, dachte Hans, du sollst mich nicht erwischen, und er begann wieder zu laufen, trapp trapp, wie ein Wiesel, und in der fliegenden Hast spürte er den großen, dicken Folioband kaum schwerer als eine Handvoll Rosenblätter. Wie er daheim ankam, stand sein Vater vor der Ladentür und empfing ihn mit so glückstrahlendem Gesicht, wie es Hans seit den Tagen, da seine Mutter noch lebte, nicht mehr gesehen hatte. „Hans, Hans!“ rief er freudig, „hast du schon gehört? Der Onkel Peters hat uns sein Haus vermacht. Wenn's auch nur klein ist; klein aber mein! Aber wo ist denn der Nidel geblieben?“

Aber — wo war der Nidel?

Als Nidel gesehen, daß sein Kamerad aus Angst vor dem Grauen geflohen war, dachte er in seinem Herzen: „Lauf zu, nun ist jeder Vorteil mein.“ Stellte sich also

dem Unbekannten entgegen, machte einen Diener, so tief, wie keiner dem Nichtsnuß je zugetraut hätte und sprach: „Herr, so es euch beliebt, will ich gern mit euch gehen und euch zu Diensten sein.“ „Courage hat der Bursch! Magst eines trinten?“ sagte der Graue, „ist kein Weg, den einer nüchtern gehen kann!“ Er holte aus seinem Mantel eine Flasche und setzte sie an Nickels Lippen — der verwegene Junge machte einen tüchtigen Zug . . . Ah! Das schmeckt wie alter Breslauer Korn, nur noch hundertmal kräftiger. „Jetzt marschier!“ gebot der Graue, „Achtung! Einen Fuß um den anderen . . hoch in die Luft! Das ist wie Wassertreten. Auf! auf! hinauf in die Höhe! „Nickel probierte, der Graue nahm ihn an der Hand und es ging wirklich. Nickel merkte, wie die Luft härter wurde unter seinem Tritt, aber als sie wohl an die dreißig Ellen hoch gestiegen waren, ächzte Nickel: „Ich kann nicht weiter — der Atem geht mir aus.“ Da winkte der Alte einer riesigen Fledermaus, die auf dem Giebel eines alten Hauses horstete, faßte den Jungen wie einen Zappelmann um den Leib und setzte sich mit ihm auf die weit ausgespannten Flügel der Flatternase. „Nach Hause Gebatterin“ murmelte der Graue und husch! husch! eh einer drei zählt, flogen sie los grad aus auf die Spitze des Elisabethturmes. Mit einem Male wurde es Nickel finster vor den Augen. Ein kalter Hauch, wie ihn gewaltige Mauern ausströmen, schlug an seinen Körper. „Halt! Aussteigen!“ kommandierte der Graue. Da machte die wunderliche Equipage einen gewaltigen Anprall — ein Fenster tat sich auf, der Graue hob Nickel säuberlich hinein und sagte: „Schönen Dank, Frau Flatterin!“ Flugs huschte die Fledermaus von dannen. „Nun, wie gefällt es dir in meiner

Mühe?" fragte der Graue. Nidels Kopf war schwer wie voll Schlaf, wirr gingen ihm die Augen umher. Er sah sich in einem hochgewölbten Gemach, an den Fenstern hingen Kartenpläne, an den Wänden erblickte er die Bildnisse ernster Männer und darüber und daneben hingen mächtige Signalthörner und Trompeten, auch Tabakspfeifen in großer Zahl. Auf einem Polsterstuhle lag ein Mann und schlief. „Komm!“ winkte der Graue. Nidel folgte ihm an ein Fenster und sah mit leisem Schauer wie das Männlein aus der Lucke stieg und auf dem Mauerwerk saß, wie die Tauben auf den Schindeln. „Sieh hinaus!“ gebot er dem Knaben.

Da lag sie vor ihm in glitzernden Sonnenschein, die schöne geliebte Stadt, wie Kaiser Siegesmund sie nennet.

„Die andere Haupt- und Residenzstadt, den wasserreichen Brunnen. Eine Richtschnur guter Sitten und ein Fürbild und Spiegel der Sittlichkeit des menschlichen Lebens. Ein heller Strahl und Glanz, so unter anderen Städten herfürsticht und leuchtet.“

Unten kribbelten die Menschen, klein, wie Bleisoldaten, mit denen ein Knäblein spielt, oben zum Greifen nahe, daß einer hätte können auf ihre Brücke springen, drängten sich die beiden dicken Lotten, die Magdalenen-türme heran. „In Hundsfeld ist Messe,“ sagte das Männlein; „du kannst über die Wälder weg bis nach Trebnitz mit seinen Kapellen sehen, aber das geht mich nichts an!“ Und dann seufzte es. „Dreißig Kirchturmspitzen! Ich puze die Fahne blank, das gibt zu tun! Und da ist der Ratsturm noch nicht dabei!“ Wie eine Eichelhäute kletterte es die Wetterfahne des Turmes hinauf und rieb sie mit seiner Mühe, bis die Scheide blühte. Dann rutschte es

hinunter bis zu Nickel, setzte sich außen auf den Mauer-
rand und deutete nach Mittag, wo der Zobten blau und
starr in die Höhe stieg. „Dort liegt Gold,“ murmelte es,
„viel, viel Gold!“

Dem Nickel juckte es in den Fingern, wenn er von
Gold reden hörte, da holte das Männlein unter seinem
Mantel zwei Reislein hervor, etwa so groß wie die Rute
hinter dem Spiegel, gab das eine dem Nickel vorsorglich
in die Hände und sprach:

„Gib acht, was es macht,
Wenn's sticht und zwick,
Säum nicht, schnell gebückt;
Wenn's tanzt auf dem Platz,
Da liegt er, der Schatz.

Und nun sollst du wieder hinunter. Einmal im Jahre
noch darfst du hinaufsteigen das zweite Reislein holen,
aber nur mit reinen Händen, merk es wohl!“ Darauf
nahm er den Jungen und kugelte ihn über die Galerie
hinweg wie einen Gummiball auf die Steine des Platzes.
Dem Nickel tat es nicht mehr weh, als sei er auf die Nase
gefallen. Er lag in einer Nische vor der Kirche auf einer
Vordschwelle und meinte, er wäre dort in der Mittaghitze
eingeschlafen. Vom Turm herunter schlug es zwölf. „Nun
kann ich laufen,“ dachte Nickel, „daß die Mehlsuppe nicht
kalt wird.“ Vor der Tadmertür stand mit bitterbösem Ge-
sicht die alte Meisterin. „Wo bleibst du, Vagabund?“
schrie sie, „zu Recht hast du dir deine Ruten mitgebracht!“
faßte nach dem Rutenzweiglein, das vorn an seinem Kittel
steckte und gab ihm damit ein paar gesalzene hinter die

Ohren. Da merkte Nidel, daß er nicht geträumt habe, entwand der Alten mit Mühe das Reis und verbarg es in seinem Bettstroh.

* * *

Nun waren sie umgezogen in das Peterhaus, Meister Nikolaus hatte seinen Laden neu eingerichtet, rasierte und dokterte heimlich nach seinem unfehlbaren Gesundheitsbuche darauf los und freute sich des regeren Zuspruches; denn es kamen viel mehr Kunden als früher; theils, weil der Laden so gut wie am Markte lag, theils aus Neugier, zu hören, ob sich in dem als sonderbar verrufenen Hause noch nichts Seltsames gezeigt habe, und die neuen Einwohner zur Tag- und Nachtzeit etwas Spukhaftes gewahrt hätten. Der Meister wurde nicht müde, jedem Einzelnen mit geheimnißvollen Gesicht zu sagen: es gäbe der merkwürdigen Dinge genug, aber man dürfe nicht viel darüber reden, und die Frager fröstelten und zogen sich zusammen; denn in einem Haus, wo es umgeht, hat einen einer schnell beim Kragen. Das Haus war klein und niedrig, über dem Gewölbe und im ersten und einzigen Stockwerk lagen zwei Zimmer, in welchen der Meister und seine alte Mutter schliefen. Dahinter kam dunkel und ungemüthlich die Küche, und oben in einer schmalen Bodenkammer, die mit uraltem Gerümpel überstopft war, hausten die Burschen. Es war kein heimliches Wohnen hier. Tag und Nacht rumorten allerlei Geräusche. Die Türen sprangen von selbst auf, Raten miauten, verfolgt von Hundegebell, ohne daß man jemals eines der Tiere zu Gesicht bekam. Es rasselte, pochte und klopfte an den Wänden, am allerärgsten um Mitternacht. „Das ist der Sturm,“ sagte Hans und legte sich auf die andere Seite. „Das ist der

Schaf, der in die Höhe will," dachte Nidel, aber er schlief nicht wie sein Kamerad, er wäre brennend gern mit seiner Rute suchend durch das verwünschte Haus gegangen — das Gold, das vergrabene Gold zu finden. Steckte es in der Mauer? Oder im Keller? So lag er und finierte, schlief er endlich auf eine Stunde ein, dann donnerte es mit Stecken an seine Kammertür und eine gresle Weiberstimme keifte: „Aufstehn Jungs, es ist Zeit!“ Das war die alte Frau, die wenig schlief und sich und anderen keine Ruhe gönnte.

Hans fuhr auf und stammelte schlaftrunken: „Wie spät ist es?“ Von Elisabeth her die Glocke gab Antwort: „Zwei Uhr!“ „Großmutter," rief Hans, „kriech wieder ins Bett, es ist noch Nacht!“ „Da könnt ihr noch ein bißel liegen," rief die Alte und humpelte hinunter, aber die nächste Stunde krächte sie schon wieder wie ein gut gezogener Haushahn: „Steht auf! es ist Zeit!“

Am Tage plagte und knuffte sie die Lehrlinge, wo sie nur konnte, machte auch wenig Unterschied zwischen dem fremden Burschen und ihrem eigenen Enkelkinde, ließ voller Geiz beide hungern, daß ihnen der Magen quiekte und war nur freigebig mit ihrem Lieblingsprüchlein: „Biel essen ist bloß schlechte Angewohnheit!“

Nidel fluchte: „Die Großmutter ist ein rechtes Satansweib.“ „Ja," seufzte Hans, „keine gute haben wir nicht erwischt!“ und er gab Nidel noch von dem wenigen, was er hatte.

Die Großmutter besaß Geld.

Wenn Nidel allmüttiglich zum Essen in die Stube kam und bei der mit gelben und roten Zulpen bemalten Truhe vorbei ging, zwickte und stach ihn das Reißlein,

so er auf bloßem Körper trug, daß er grimme Pein litt, aber die Alte ließ weder Nickel noch ihren Kasten aus den Augen. Einmal aber hatte sie doch hinausmüssen und der Junge stand voll brennender Neugier und Bagelust in der Stube allein. Da kam eine große, schwarze Katze, die Nickel niemals vorher im Hause gesehen, machte einen Satz auf die Truhe, zog den Buckel ein und sträubte den Kopf gegen ihn mit so drohendem Mauzen, daß Nickel zähnellappernd aus dem Zimmer lief.

Bald darauf war die Truhe samt ihrem Inhalt verschwunden, der Meister und seine Lehrlinge wunderten sich groß, daß die alte Frau nicht Lärm schlug und auch nicht über den Diebstahl klagte, aber sie war schlimmer als je den beiden Jungen auf den Fersen.

„Nur eine Stunde möchte ich ein einzig Mal allein im Haus sein,“ wünschte sich Nickel. Er sah oft hinauf nach dem Turm, aber der Graue ließ sich nimmer blicken. Dreimal sieben Tage lebten sie jetzt in dem ererbten Hause und hatten sich wohl oder übel an seine Unruhe bei Tag und Nacht gewöhnt; da, an einem Sonnabende sprach der Hausherr beim Mittagsmahl, das so spärlich wie immer alle gemeinschaftlich in der Meisterstube einnahmen: „Morgen in acht Tagen ist Johannisabend! Da wollen wir uns eine Lust machen und hinaus in den Schießwerder gehen. Ihr Jungen, so ihr bis dahin nichts ausfresset, möget mitkommen, und du Großmutter auch. Nimmst gemahlenen Kaffee mit raus und machst uns recht schöne Schnittchen zurecht.“ „Nein, Streuseltuchen sollt ihr haben,“ sagte die Alte mit ganz unerwarteter Freundlichkeit und zinnete über das ganze Gesicht. „Je, Mutter, eh das wahr wird, wird wohl der Elisabethturm einfallen,“

rief der Meister. Da lachten sie alle und blickten hinaus, und Nikolaus verweilte ein wenig länger am Fenster und sah auch nach dem Turme und hätte beinahe aufgeschrien; oben aus der höchsten Luke guckte das Männlein und winkte ihm zu. Von dieser Stunde an bis zum Sonntag sah er es alle Tage.

Am nächsten Sonntag hieß sie der Meister, daß sie sich alle fein machten, auch die Großmutter legte ihr bestes Zeug an, setzte eine frische Haube auf ihren wackligen Kopf, und so zogen sie hinaus nach dem Schießwerder.

Der Meister galt als ein guter Schütze, er war schon einmal König gewesen und er hoffte auch heut wieder sich einen silbernen Vogel zu erschießen.

Einstweilen ließ er sich mit seinen Jungen den von der alten Meisterin gekochten Kaffee gut schmecken, und da die alte Frau zu aller Staunen und Vergnügen wirklich einen hochgeschichteten Teller zuckrigen Streuseltuchens auf den Tisch stellte, schlug Hans die Hände über dem Kopf zusammen und rief fast weinend:

„O Großmutter! liebe Großmutter, nun wirst du wohl nicht lange mehr leben!“ Gegen Abend, da der Trubel im Garten mit Feuerwerk und Musik am ärgsten war, machte sich Nickel unbemerkt davon und rannte spornstreichs nach Hause.

Er schlich sich das Holztrepplein hinunter nach dem Keller. Die Eingangstür war verschlossen, er rührte auf's Geratewohl mit dem Reisklein daran, da sprang sie von selbst auf. Er mußte erst durch den Vorkeller, wo Kartoffeln, Rüben, Holz und andere Vorräte des Hauses lagerten durch ein Holzgatter in einen zweiten Raum treten. Hier enthüpfte das Reisklein seinen Händen, Nickel

zündete eiligst ein Stümpfchen Licht an und rannte bei seinem trüben Schein den großen unheimlich leeren Raum hinauf, das Entschwundene zu suchen. In einem Winkel lehnte ein altes Bildwerk an der Mauer, einen Ermordeten darstellend, vor dem zwei Männer knieten, hinter ihnen der Henker mit erhobenem Schwerte sie abzutun. Darunter stand „Herr Althof Scholz von Conrad und Peter Peters erschlagen. Beide gericht't.“ Nidel achtete das nicht, er sah nur auf eine Latte, die aus der Diele gerissen war, und da stand das Alräunchen auf seinen zwei Stengeln, wippte auf und nieder und kreiselte rund umher.

„Wenn's tanzt auf dem Platz . . .“

Da lag's in einem tiefen Loche. Nidel bückte sich, um hinein zu greifen, das Talgstümpflein entfiel seinen zitternden Fingern und verlöschte. Mit einem Male ward der Keller ganz hell von einem starken Licht, schlürfenden Schrittes kam es auf den über der Öffnung Kauernden zu und stolperte beinahe über den an der Diele sich erschrocken duckenden Jungen.

„Hab ich dich, Spitzbub! Bin ich doch nicht umsonst dir nachgegangen!“

„Daß dich, du verfluchte Hexe!“ schrie Nidel, der die Großmutter erkannte, „sicher dich zum Satan!“

Er sprang die alte Frau an, faßte sie bei der Kehle und droffelte sie, da ward sie ganz blau, zuckte und gauzte nicht mehr und blieb ihm unter den Händen. Er schleuderte sie beiseite und machte sich eiligst daran, beim Schein der Laterne der Toten den Schatz zu heben. Zuerst stieß er auf einen hölzernen Behälter, massiv und schwer, aber wie groß war sein Erstaunen, als er in dem mit unend-

licher Mühe heraufgeschafften Kasten die Truhe der alten Meisterin erkannte. Einerlei dachte er, Geld ist Geld, sprengte den Deckel und fand eine schwere Menge Groschen und Heller, ganz zu unterst auch eine Anzahl Silbertaler, mit denen er sich alle Taschen vollstopfte.

Dann, nachdem er sich vorsichtig überzeugt, daß das Haus noch leer sei und weder der Meister noch Hans schon zu Hause waren, nahm Nickel die Tote, die von dem selbstgewollten Hungern so dünn und leicht war wie ein zehnjährig Mägdelein, trug sie die Stiegen hinauf und setzte sie auf ihr Bett, damit niemand merke, durch wen und wo sie zu Tode gekommen. Nun hätte er gern sein Bünschrüttlein wieder gehabt, getraute sich aber nicht in den Keller zurückzukehren, sondern ging geschwind aus dem Hause. Dabei nahm er einen der Taler aus der Tasche, freute sich an dem Silber und beschaute ihn näher: die eine Seite zeigte einen Hahn, der die Sonne anfrähte, auf der Rückseite sah man zwei betende Kinder. Es war ein sehr altes Geldstück und diese Münze längst nicht mehr im Gange.

Nickel überlegte.

Wenn ich hier diesen Taler aus gebe, wird man leicht Unrat merken. am besten, ich mache mich davon. Dumm, daß ich mein Rüttlein nicht behalten, da hätte ich wohl auch noch Geld gefunden. Es fiel ihm ein, daß ja der kleine Graue noch ein zweites Reizlein für ihn habe. Oben im nahen Turm sah er ein Licht schimmern, der Graue stand wieder an der Luke und winkte ihm zu. Nickel wollte sogleich hinauf und probierte auch einen Fuß um den andern in die Luft wieder zu gehen, fiel aber dabei, mit Erlaubnis in den Dreck. Er stand auf, säuberte sich und

wusch sich im Rinnsteinwasser die Hände und rannte über die dreiundzwanzig Steine hinweg nach dem Eingang zum Turme zu. Die schwere Pforte stand auf, kalt und dumpf quoll ihm Moderluft entgegen, so daß er nur mit Mühe, trotz seiner flinken Füße die schmale steinerne Wendeltreppe mit den 236 Stufen emporklettern konnte. Beinahe wäre er hinabgestürzt, denn auf einmal setzten alle Glocken mit vollem Schlägen ein, daß Nidel bangte, Kopf und Ohren mußten ihm zerspringen. Bumbam — bumbam — schier nahm's kein Ende, dieses schaurige Donnergeläute. Durch die wie ein Scheuntor großen Fenster grinste die Mitternacht, die zitternden Knabenhände konnten sich kaum an dem schwachen Seile noch halten. Hinauf mußte er, ein schmaler roter Lichtschein lockte den Kletternden, noch eine kleine Holztreppe, da war er oben.

An der Luke wartete der Graue und schwenkte ihm eine rote Fahne entgegen zum Willkommen.

„Herr,“ bat Nidel mit bebenden Lippen, „gebt mir das versprochene zweite Reizlein, ich will euch auch nie wieder um etwas bitten, denn ich muß fort.“

Aber das Männlein antwortete nicht, es hatte jetzt die Fahne zur Luke hinausgedreht und rief dabei: „Feuerjoh! Feuerjoh!“ aus vollem Halse. Erschocken stellte sich Nidel daneben und schaute hinab. Unten lag die ganze Stadt in Flammen, eine einzige Lohe wälzte über sie hin —; da begannen die Glocken zu läuten, das Feuerfalsb blötte, und wie dem unglücklichen Kinde jeder Laut im Munde vor Entsetzen erstarb, glühte auch schon der Turm rings um ihn im Feuerschein, und das kleine Männlein wurde länger und länger und wuchs ins Nie-

senhafte — ein Turm auf dem Turm, sein Mund aber ward wie der Mund der Glocken und mit Donnerstimme hallte es in Nickels Ohren: „Nichtswürdiger! Klebt nicht Blut an dir? Befahl ich dir nicht nur mit reinen Händen dich zu mir herauf zu wagen?“ Da schleuderte er den Knaben hinab, daß sein Gehirn ausspritzte auf den Steinen.

* * *

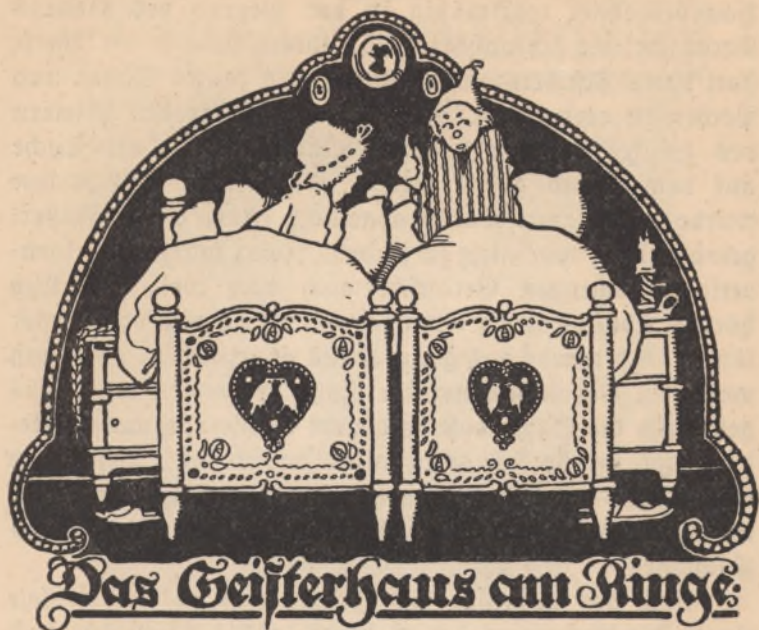
Meister Nikolaß und sein Sohn waren über den Tod der alten Frau und des jungen Niklaß aufrichtig betrübt.

Der Meister ließ sie beide anständig und christlich begraben, wenn es auch nie einem von den Weiterlebenden zu wissen kam, auf welche Weise das Unglück die Greisin und ihren Mörder ereilt hatte.

Hernach fanden der Meister und Hans im Keller die Truhe und unter dieser noch einen zweiten Silberschatz, von dessen Vorhandensein wohl die alte Frau schon früher Kenntniß gehabt hatte.

Aber Vater und Sohn verstanden zu schweigen, machten auch beide nicht viel Wesens davon oder groß Prahlten vor den Leuten, sondern verwendeten das Geld auf eine verständige und nützliche Weise. Von der Zeit an hatte das Gespensterhaus seine Ruhe.

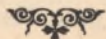




Die Ostseite des Breslauer Ringes führt im Volksmunde den Namen Grüne Röhrseite von einem Röhrbrunnen, der einstmal in der Mitte zwischen Abrechtsstraße und Hintermarkt stand und von einem grüngestrichenen Holzhäuschen umgeben war. Ein Haus dieser Ringseite trug den Namen „zum goldenen Hund“. Das daneben befindliche Gebäude war lange Zeit wegen des darin hausenden Spukes bekannt und berüchtigt, weshalb es auch oft von seinem jeweiligen Besitzer gewechselt wurde. Niemand wollte in dem Hause wohnen, da zu einer gewissen Tageszeit der geheimnißvolle Geist sein Treiben begann. In der Abendstunde vernahmen die

Hausbewohner regelmäßig in der Gegend des Bodens Geräusche, die sich anhörten, als kämen sie aus der Werkstatt eines Tischlers. Deutlich war ein lautes Sägen und Pochen zu vernehmen. Nun fand sich unter den Mietern des Hauses mancher beherzte Mann, welcher der Sache auf den Grund gehen wollte. Mit einem Öllämpchen wurde der gesamte Boden abgesucht. Aber etwas Außergewöhnliches war nicht zu finden. Zwar waren die eigenartigen pochenden Geräusche auch noch weiter deutlich hörbar, aber es klang dann so, als ob sie aus dem Keller kämen. So wurde das ganze Haus abgeleuchtet, ohne daß man dem Geheimnis auf die Spur gekommen wäre. Es geht auch die Sage, daß in diesem Hause einstmal Friedrich der Große sich aufgehalten haben soll. Bei dieser Gelegenheit habe ihm der geheimnisvolle Geist den Stuhl weggenommen und die Schreibfeder aus der Hand geschlagen.

Noch vor ungefähr 100 Jahren gab es in Breslau Leute, die jedermann, der es hören wollte, bezeugten, daß sie selbst den Spuk gehört hätten.





Nach der Versicherung alter Chroniken hat sich der Satan im Jahre 1507 in Breslau einen Spaß erlaubt. Die Sache hatte sich folgendermaßen zugetragen:

Am Sonntag Oculi hielt sich in einer Gastwirtschaft in der Ohlauischen Gasse, wie damals die Ohlauer Straße hieß, ein fröhlicher Zecher auf, der seine Sorgen mit Biertrinken zu vertreiben suchte. Seines Zeichens war er Bote. Obgleich er eigentlich Hans hieß, nannten ihn die Leute nur den langen Sachs. Das Bier war sehr stark, und so

wurde Hans bald berauscht. Wie es alleweil der Fall ist, wenn einer über den Durst trinkt, so fing auch der lange Sachs in der Trunkenheit an, allerlei ruchlose Reden zu führen, zu fluchen und sich zuguterletzt dem Satan zu verschreiben.

Doch Hans hatte die Rechnung ohne den Teufel gemacht. Als es finster geworden war, erschien zum Schrecken aller Anwesenden plötzlich der Satan am Fenster der Schänke, zertrümmerte die Scheiben, ergriff den langen Sachs, welcher nicht weit vom Fenster saß und zog ihn voller Ingrimms zu demselben hinaus.

Als sich die im Wirtshause befindlichen Zecher, die den Vorfall mit erlebt, von ihrem Schrecken einigermaßen erholt hatten, gaben sie ihrer Meinung dahingehend Ausdruck, daß nun Hans wohl verloren sei. Aber der Teufel hatte es diesmal wider seine Gewohnheit gut gemeint. Er führte ihn in der kalten Nacht in den Straßen Breslaus so lange spazieren, bis er wieder nüchtern geworden war.

Wie nun Hansens Rausch verflogen war, bereute er seine üblen Redensarten und fing an zu beten. Da verschwand der Satan.

Durch die Erfahrung gewikt, wurde aus dem langen Sachs ein frommer und sittsamer Mann.





Im Jahre 1634 erschienen zu Breslau seltsame Gespenster mit brennenden Kerzen. Sie hielten Prozessionen ab, deren eine von St. Adalbert bis zu St. Maria-Magdalena ging. Eine andere zog von St. Dorothea mit vielen geharnischten Reitern, während sich eine dritte von St. Vincenz aus bewegte. Letztere war von schwarzen Hunden begleitet; diese taten aber niemanden etwas zuleide.

Die „Schildkröte“ in der alten Schuhbrücke

Die „Schildkröte“ in der alten Schuhbrücke war das Haus Nr. 32, welches zeitweilig auch wohl „Bernardus“ genannt wurde. Jetzt in ein modernes Gebäude umgewandelt, war es ehemals eins der schönsten Häuser jener Straße. Der Besitzer hatte an diesem Hause die holländische Inschrift anbringen lassen: „G'ost west th'ugst het best“, d. h. Geh' nach Osten und Westen, zu Haus' ist's am besten. Während vieler Jahre waren die Leubuser Mönche Eigentümer des Grundstücks. Im Jahre 1670 tauschte es der Abt des Klosters Leubus gegen einige Häuser am ehemaligen Sperlingsberge ein, die seinerzeit den Jesuiten gehörten. Das gab den Anlaß zu der Sage, daß besagtes Haus ehemals ein Kloster gewesen sein soll.



Das versunkene Kloster im Waschteich.



In der Nähe der Michaeliskirche befanden sich bis vor wenigen Jahren auf freiem Felde mehrere große mit Wasser gefüllte Lämpel: die beiden Waschteiche. Anstelle des größeren, jetzt zugeschütteten Teiches stand früher ein wohlhabendes Kloster, dessen Bewohner ein sündhaftes Leben führten, so daß sie dadurch Gottes Zorn erregten. Zur Strafe versank das Kloster in den Erdboden und an jener Stelle hob sich das Wasser in die Höhe und bildete den Waschteich.

Anderer wieder erzählen, daß nicht ein Kloster sondern ein altes Schloß daselbst gestanden habe.



Das Gespenst des Breslauer Schusters

Freitag, den 20. September 1591 schnitt sich ein wohlhabender Schuster in Breslau in einem hinter seinem Hause gelegenen Garten die Kehle ab. Der Grund zu dieser Tat war unbekannt. Mit einem Kneife hatte er seine Halsadern gelerbt, so daß er an der Wunde verbluten mußte.

Als sein Weib den Toten im Garten liegend vorfand, erzählte sie ihren Schwestern voller Bestürzung den Vorfall. Da aber in jener Zeit der Selbstmord als große Schande galt, suchte man die wahre Todesursache zu verheimlichen. Wurde die Witwe nach der Ursache des plötzlichen Verschwindens ihres Mannes gefragt, so antwortete

sie, daß ihm der Schlag gerührt habe. Auch ließ sie die Thür zu dem Zimmer, in welchem der Tote lag, abschließen, damit niemand hinter den wahren Sachverhalt käme. Wenn die Nachbarn und Bekannten ins Trauerhaus kamen, um der Witwe ihr Beileid auszusprechen, wurden sie von den Schwestern der Frau erst gar nicht vorgelassen, da einerseits der Tote ihrer Dienste nicht mehr bedürfe, andererseits die Witwe aber in ihrem großen Schmerze unbehelligt bleiben wollte. Es wurde ihnen stets der Bescheid, daß sie später noch einmal vorsprechen sollten. In Wirklichkeit fürchtete man, daß einer oder der andere der Besucher den Wunsch aussprechen könnte, den Toten zu sehen, bei welcher Gelegenheit unter Umständen die wahre Todesursache ans Tageslicht gekommen wäre.

Um kein übles Gerede aufkommen zu lassen, gingen zwei Schwestern der Frau zu den Kirchvätern, um das Begräbniß zu bestellen. Nach altem Brauch wurde auch ein feierliches Geläut ausgebeten, um die Bürger zur Teilnahme am Leichenbegängniß zu versammeln. Da der Verstorbene als ein unbescholtener und reicher Mann galt, war die Angelegenheit bald erledigt.

Eine alte verschwiegene Frau wurde zur Leichenwäsche bestellt. Sie mußte die Wunde so gut verbinden, daß nichts mehr davon zu sehen war. Dann legten sie ihn gemeinsam in den Sarg. Nun kam der Geistliche ins Trauerhaus, um der Witwe Trost zuzusprechen. Als er sich zum Weggange rüsten wollte, baten ihn die Schwestern der Frau, er möchte sich doch noch einmal den Toten ansehen. Das tat er denn auch und schöpfte keinen Argwohn, da der Schuster so gut in Leinen eingehüllt war, daß von der Wunde nichts zu bemerken war. Außerdem hatten

sie den Toten hochgelegt, daß die gefalteten und verdrehten Lächer nicht sonderlich aufftielen.

Drei Tage nach dem Tode, es war ein Sonntag, wurde der Schuster, wie es bei vornehmen und frommen Leuten Sitte war, mit großem Pomp zur Ruhe gebracht. Der Geistliche hielt ihm eine schöne Leichenrede, in welcher er ihn als guten Christen pries und seinen frommen Lebenswandel gebührend lobte. Besonders hob er dabei noch seine Mildthätigkeit den Armen gegenüber hervor.

Obwohl sich die Verwandten des Verstorbenen, die um seinen unnatürlichen Tod wußten, die größte Mühe gaben, die wahre Todesursache zu verheimlichen, munkelte man doch bald allorts, daß der Schuster selbst Hand an sich gelegt hätte, und der hohe Rat der Stadt Breslau sah sich genötigt, alle Verwandten eines Verhörs zu unterziehen, um dem Gerede ein Ende zu machen.

Wie es nun oft zu geschehen pflegt, wenn der Wahrheit nicht die Ehre gegeben wird, so verwickelten sich die vernommenen Personen durch ihre abweichenden Aussagen bald in Widersprüche. So sagten die einen in ihrer Angst aus, der Schuster sei gefallen und habe sich bei dieser Gelegenheit derart an einem spitzen Steine geschlagen, daß er verblutet sei. Andere wieder leugneten alles und meinten, es wäre nicht wahrscheinlich, daß sich solch alter Mann entleibt hätte. Aber aufs Gewissen getrieben gestanden doch etliche Zeugen, daß in des Schusters Rock wohl eine Ahle gefunden worden wäre, die man bei Seite geschafft habe, damit sich niemand versehentlich damit Schaden antun könnte.

Aus allen diesen Zeugenaussagen ging hervor, daß in dem Gerede der Leute doch wohl ein Körnchen Wahr-

heit stecken müßte, und darum prüften die Ratsherren die Frage, ob es nicht zweckmäßig wäre, den Leichnam ausgraben und besichtigen zu lassen.

Dies kam der Wittve zu Ohren. Wohlmeinende Freunde rieten ihr, sich beim Räte gegen das Ausgraben der Leiche zu verwahren. Sie tat es auch mit dem Bemerken, daß die üblen Reden von dem Selbstmord ihres Mannes nur von mißgünstigen Leuten herrührten.

Aber der Schuster fand im Grabe keine Ruhe. Drei Tage nach dem Begräbniß spukte sein Gespenst in der Stadt herum. So wurden viele Einwohner durch sein plötzliches Erscheinen erschreckt. Manche Leute wurden mitten im Schlafe von ihm geweckt und gepeinigt und schließlich zuguterleht aus den Betten geworfen.

Natürlich verbreitete sich dadurch das Gerücht von dem unnatürlichen Tode des Schusters immer mehr, so daß der Rat auf Betreiben der Verwandten in einer Kundmachung vor der weiteren Verbreitung des üblen Geredes warnen mußte.

Doch das Treiben des Gespenstes wurde immer schlimmer. Dies ging so weit, daß sich die Leute in ihren Häusern vor dem Geiste nicht mehr sicher fühlten. Man blieb die Nacht über bei brennenden Lichtern in den Zimmern sitzen, nahm Freunde und Bekannte zu sich, um nicht allein zu sein, aber das Gespenst erschien doch. Es verursachte großen Lärm, warf Möbel und Gerätschaften durcheinander, rückte Tische und Bänke von ihrem Plaze und quälte die Hausbewohner.

Am schlimmsten aber trieb es der tote Schuster in der Nähe des Friedhofes. Ging jemand in der Abendstunde

an dem Kirchhofstore vorüber, flugs saß ihm das Gespenst auf dem Rücken, schlug und drückte ihn, bis er seinen Geist aufgab. Manchen Leuten erschien der Tote auch in seiner früheren Gestalt mit der blutigen Wunde am Halse.

So bemächtigte sich der Breslauer Bevölkerung bald eine derartige Unruhe, daß sich der Rat am 18. April 1592 endlich doch entschloß, das Grab im Beisein der Schöffen öffnen zu lassen. Man fand den Körper noch vollständig unverseht vor, nur daß er schrecklich aufgedunsen war. An den Füßen hatte sich die alte Haut abgeschält, und an deren Stelle war eine neue gewachsen. Der sonst bei Leichen bemerkbare üble Geruch fehlte, nur rochen die Leichentücher etwas modrig. An der großen Behe fand man ein Mal in Form einer Rose, während die Halswunde weit offen stand und rötlich gefärbt war.

Acht Tage wurde nun der Leichnam Tag und Nacht bewacht und jedermann war es freigestellt, ihn zu besichtigen. Aber das Gespenst trieb sein Unwesen weiter. Auch selbst, nachdem man den Toten unter den Galgen gelegt hatte, spukte der Geist des toten Schusters noch in der Stadt herum.

Da entschloß sich die Wittve, dem Rat die Erlaubnis zu geben, mit dem Toten nach Gutdünken zu verfahren, damit endlich die Stadt von dem Gespenst befreit wurde.

Demzufolge kam am 7. Mai der Henker und schlug dem Toten den Kopf ab, zergliederte dessen Hände und Füße und nahm endlich das Herz heraus. Alsdann wurde alles auf einem Scheiterhaufen verbrannt, der aus sieben Klastern Holz und vielen Bechkränzen hergestellt worden

war. Niemand durfte an das Feuer heran, da man fürchtete, daß jemand die Gebeine auffammeln und zur Hexerei benutzen könnte. Die Asche wurde dann ins Wasser geworfen.

Von dieser Stunde an war von dem Gespenst nichts mehr zu sehen und zu hören.



Eine Prophezeiung in Breslau

Bei bevorstehenden wichtigen Ereignissen sollen den Breslauern besondere Erscheinungen kund geworden sein. So will man im Jahre 1553 am Himmel eine vollständig ausgerüstete türkische Galeere gesehen haben, über welcher ein feuriger Regenbogen stand, während sich unter diesem 3 feurige Räder befanden.





Der Schulze von Cavallen

Im ehemaligen Hohenloheschen Fürstengarten zu Scheitnig, dem heutigen Scheitniger Parke, stand unter anderem auch eine in Holz geschnitzte Nachbildung des „sterbenden Fechters“.

Der Volksmund hatte dieser Figur den Namen „Schulze von Cavallen“ beigelegt. Es hatte damit folgende Bewandnis.

An dieser Stelle sollte einstmal ein Schulze aus Cavallen versucht haben, sich einem jungen Mädchen in unehrenhafter Weise zu nähern. Da es ihm nicht zu Willen

war, wandte er Gewalt an, und durch einen unvorsichtigen Schlag getroffen, sank es tot nieder.

Zur Strafe für diese That wurde der Schulze ins Gefängnis geworfen und mußte eine große Summe als Sühnegeld bezahlen. Um ihn aber zeitlebens zu kennzeichnen, wurde er dazu verurtheilt, bis zu seinem Tode einen Strick um den Hals zu tragen.





Vor mehr als 400 Jahren stand in dem heutigen Durchgang, der die Zwingerstraße mit der Kleinen Groschengasse verbindet, das Haus eines biedereren Breslauer Bürgers namens Willmers. Er war ein Mann von altem Schrot und Korn. Allgemein war er bei jedermann geachtet. Durch großen Fleiß hatte er sich einen Spargroschen erübrigt. Für jeden, der sich ihm mit einer Bitte nahte, hatte er ein freundliches Wort, und wo es in seinen Kräften stand, war er mit Rat und Tat gefällig.

Lange Zeit lebte er mit seinem Weibe in glücklichster Ehe, nur der langersehnte Erbe ward ihnen nicht beschert. Endlich, nach vielen Jahren, ging aber auch dieser Wunsch in Erfüllung. Ein munteres Knäblein erblickte das Licht der Welt.

Die ganze Nachbarschaft nahm an der Freude der Eltern teil, Freunde und Bekannte wünschten Mutter und Sohn des Himmels Segen.

Als der Tag der Taufe herankam, überlegte Willmers, welchen Namen der Knabe wohl erhalten sollte, als es auf einmal leise an die Thür klopfte und ein ehrwürdiger Greis in die Stube trat, höflich die Anwesenden grüßend. Niemand kannte ihn, kein Mensch hatte ihn jemals gesehen. Da sah der Alte den kleinen Ehrenbürger in der Wiege liegen, worauf er nähertretend die zitternde Hand auf des Knaben Stirne legte und also sprach: „Gott habe dich lieb und segne dich! Der Herr lasse es dir wohlgehen. Gern, recht gern wollte ich dir etwas schenken, was dir einmal später lieb sein würde, allein ich bin ein armer Pilger und habe selbst nichts. Doch unbeschenkt lasse ich dich nicht, Kind. Nimm von mir ein Versprechen, als die einzige Gabe, die ich dir zu bieten vermag. Wenn ich nicht mehr auf Erden wandeln werde, will ich dich unsichtbar umgeben und in der Stunde der Gefahr warnen. Wenn du dann eine Stimme hörst und nicht weißt, woher sie kommt, dann denke an mich. Folge dieser Stimme, mein Sohn, dann wird es dir stets wohlgehen.“ —

Vater und Mutter des Kindes horchten bei den Worten des Alten auf. Sie bewirteten ihn auf das beste, worauf er Abschied nahm.

Jahre waren seitdem vergangen, und Gottlieb, so

hatte man das Kind nach des Pilgers ersten Worten genannt, wurde ein frischer und gesunder Knabe, der bald der Stolz und die Freude seiner Eltern war. Nach Vollendung seines 14. Lebensjahres sollte Gottlieb einen Beruf ergreifen. Oft hatte ihn schon sein Vater durch die Werkstätten befreundeter Handwerksmeister geführt, um zu erfahren, wofür er Lust und Liebe hätte.

So war nun endlich der Tag der Einsegnung herangekommen. Alle Bettern und Basen der Verwandtschaft waren zu diesem Festtage erschienen und rieten hin und her, was Gottlieb nun werden sollte. Alle wollten hoch hinaus, wozu aber der Vater wenig Lust verspürte und nur bedächtig bei ihrem Reden den ergrauten Kopf schüttelte. Die Verwandten hätten es gern gesehen, wenn Gottlieb ein geistlicher Herr geworden wäre; denn dumm war ja der Junge nicht, und dieser Stand gab Ansehen und Ehre. Aber dieser Vorschlag behagte dem Vater nicht. „Schuster bleib’ bei deinem Leisten“, dachte er und ließ sie reden.

Endlich wandte er sich selbst an Gottlieb und sprach: „Nun, lieber Sohn, wozu hättest du wohl am meisten Lust? Wähle, was du willst, aber wähle mit Bedacht!“

Alle Augen richteten sich nach dem Knaben in Erwartung der kommenden Antwort.

Da entfärbte sich plötzlich sein Gesicht, leichenblaß und stieren Blickes saß er da. Schüchtern und ängstlich sah sich der Knabe nach allen Seiten hin um.

„Habt ihr nichts gesehen? Habt ihr nicht die Worte gehört?“ sprach er endlich, als sich seine Wangen wieder zu röten begannen.

Sprachlos sahen Vater und Mutter die Gäste an. Niemand wußte diese Worte zu deuten.

Was ist dir Gottlieb? Sprich!“ sagte der Vater.

Der Knabe sprach: „Eine helle Wolke verhüllte euch plötzlich meinen Blicken. Die Stube verwandelte sich vor meinen Augen in ein offenes freies Feld. Nebel flog von der Erde auf, während mir eine Stimme laut und vernehmlich zurief: „Sieh dich für!“

Sofort erinnerte sich der Vater der Worte des fremden Pilgers, der einst an Gottliebs Wiege so bedeutsame Worte gesprochen hatte. Er erzählte den Anwesenden den Vorfall und aller bemächtigte sich eine ernste Stimmung. Doch der Knabe hatte sich bald entschlossen und äußerte den Wunsch, des Vaters Handwerk erlernen zu wollen. —

„Ohne Erfahrung“, pflegte der alte Willmers oft zu sagen, „bleibt der Mensch ein Klotz. Und die beste Schule der Lebensweisheit ist der Umgang mit Menschen. Eine Pflanze, die man nie von einem Boden in den anderen versetzt, bleibt klein und unansehnlich, jede andere dagegen, die man zur rechten Zeit aushebt und in ein fremdes Erdreich bringt, gewinnt dadurch an Wachstum und Fruchtbarkeit.“

Daher sprach er eines Tages zu seinem Sohne: „Du sollst dich ein paar Jahre in der Welt umsehen, bevor du dir einen eignen Herd baust.“

Gottlieb, der nun schon zu einem stattlichen Jünglinge herangewachsen war, hörte die Worte des Vaters mit Freuden an. Je älter er ward, desto enger schien ihm die väterliche Wohnung, aus der er sich hinaussehnte.

So wurden bald die nötigen Anstalten zu Gottliebs Wanderschaft getroffen. Die Brust voller Jugendlust ge-

schwellt, zog er hinaus ins ferne Land. Die goldenen Sparpfennige der Mutter, die guten Lehren des Vaters und nicht zuletzt der geheime Segen eines unsichtbaren Begleiters, der wie ein schützender Engel ihm zur Seite ging, waren seine Weggenossen.

Doch währte es nicht lange, so hatte er bald eine gar lustige Reisegesellschaft um sich versammelt. Seine wohlgefüllte Tasche lockte gar manchen loderen Vogel an. Mit vollen Händen gab Gottlieb das Geld aus, so daß nach kurzer Zeit der größte Teil seiner Barschaft verausgabt war.

Als Gottlieb wieder einmal inmitten solch loser Gesellen bei Spiel und Trunk saß, ertönte zur Mitternachtsstunde ein fürchterlicher Knall. Das ganze Zimmer wurde erschüttert und alle Anwesenden fielen betäubt zu Boden. Nur er allein sank nicht vom Stuhle. Zitternd und behebend am ganzen Körper sah er jenen ehrwürdigen Greis, der an seiner Wiege erschienen war, vor sich stehen. Ein schneeweißer Bart floß von seinem Kinn herab; sanft leuchtete sein mildestes Antlitz in feierlichem Ernste. Lange Zeit stand er vor dem erschrockenen Jüngling mit aufgehobener, drohender Hand. Endlich sprach er: „Sieh dich für!“ So sanft und eindringlich klangen die Worte von des Greises Lippen, daß sich Gottlieb ihrer Wirkung nicht entziehen konnte. Aber im nächsten Augenblick war die Erscheinung verschwunden.

Unbemerkt stahl sich Gottlieb aus der Gesellschaft weg und zog von dannen. Er wanderte noch längere Zeit in der Welt umher, bis ihn die Sehnsucht heimwärts trieb.

Groß war die Freude im Elternhaus, als der geliebte Sohn wiederkam. Die gesamte Nachbarschaft drängte neu-

gierig an den Jüngling heran und forschte nach seinen Erlebnissen.

„Der junge Willmers ist wieder da und ist ein schöner, junger Mann geworden, voller Anstand und Würde.“ So ging es von Mund zu Mund. Gar manches Herz der ehrsamten Bürgerstöchter schlug bei diesen Worten höher. Hatten doch viele den Wunsch, ihn zum Gemahl zu bekommen.

Schon bevor Gottlieb in die weite Welt zog, hatte er ein braves Mädchen kennen und lieben gelernt. Zwar war sie arm, nur die Schönheit war ihr einziger Reichtum. Hedwig mußte tüchtig arbeiten, denn sie mußte ihr blindes Mütterlein erhalten, mit der sie ein kleines Stübchen bewohnte. Als Gottlieb in der Fremde war, starb die Mutter Hedwigs. Aber so arm und verlassen diese nun war, so wich sie nicht vom Wege der Tugend und Sittsamkeit. Im stillen schlug ihr Herz für den fernen Geliebten, wenn sie auch nicht hoffen durfte, jemals sein Weib zu werden, denn Gottliebs Mutter wollte nur eine reiche Schwiegertochter haben.

Zu Gottliebs Geburtstage waren eine Anzahl angesehener Bürgerfrauen mit ihren Töchtern in Willmers Hause erschienen. Die Mutter hatte sie zur Feier des Tages eingeladen. Heute sollte er sich unter den jungen Mädchen eine zur Lebensgefährtin wählen. Und in der That bezauberte ihn auch das Töchterchen eines wohlhabenden Mannes derart, daß er im Begriff war, ihr das Geständnis seiner Liebe zu machen.

Da erschien ihm abermals sein Schutzgeist, der ehrwürdige Greis mit silberfarbenem Barte, und wiederum

rief er ihm liebevoll warnend zu: „Sieh dich für!“, worauf er verschwand.

Nun erzählte Gottlieb seinen Eltern von dem wiederholten Erscheinen des Alten und seiner Warnung. Sie gaben daher auch ihre Einwilligung, daß er die arme Hedwig heiratete, in deren Armen er glücklich wurde.

Zum Andenken an diese Begebenheit wurde das Haus des Willmers und der Weg an dem es lag „Sieh dich für“ genannt.





Zur Zeit der Kreuzzüge lebte in der Nähe Breslaus der Ritter Voliel mit seiner Gemahlin, einem schönen Weibe namens Hedwig. Beide waren fromm und gottesfürchtig; aber so oft sie auch den Vater im Himmel anflehten, der Kindersegen blieb ihnen versagt. Da entschloß sich Voliel zu einer Wallfahrt ins heilige Land zum Grabe des Erlösers, um dort an geweihter Stätte des Himmels Segen zu erbitten.

Eines Tages theilte er Hedwig seinen Entschluß mit und sprach zu ihr: „Geliebtes Weib, du weißt, daß es dein und mein heißester Wunsch ist, einen Leibeserben zu haben, der uns bisher versagt war. Nach reiflicher Überlegung und schweren inneren Kämpfen habe ich mich nun entschlossen, auch das letzte Mittel nicht unversucht zu lassen, damit jener Wunsch in Erfüllung gehe. Heute noch will ich mein Pferd satteln und nach dem gelobten Lande ziehen.“

Bleichen Antlitzes hatte Frau Hedwig diese Rede vernommen. Bedeuteten doch die Worte Boliels für sie die Trennung von dem theuren Gatten, eine Trennung vielleicht für immer. Da wollte er hinziehen in weit entferntes Land, mitten unter die grausamsten Feinde des Christenthums, den furchtbarsten Krankheiten oder dem Hungertode preisgegeben. Oder drohte ihm nicht auch die Sklaverei, wenn er in die Hände der Ungläubigen fiel? Mußte er nicht alsdann vielleicht bis an sein Lebensende vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht die schwersten Arbeiten als unfreier Knecht verrichten, während sie sich vor Kummer verzehrte? Unerträglich erschien ihr dieser Gedanke.

Mit Thränen in den Augen sprach sie deshalb zu ihrem Gemahl: „Geliebter, ziehe nicht von hinnen! Zerstöre nicht mit rauen Händen das traute Glück unserer Ehe! Ein Unglück könnte dir in fremden Landen begegnen, während hier zu Hause dein treues Weib in Sehnsucht vergeht. Ohne Schutz und Schirm deines starken Armes muß ich daheim zurückbleiben, hilflos den Begierden deiner Widersacher preisgegeben.“

Aber Boliel wehrte ihr ab. Sollte er des Höchsten

Born dadurch auf sich laden, daß er um der Bitte seines Weibes willen, seinen Vorsatz rückgängig machen wollte? Nimmermehr!

„Dann laß mich auf der gefährlichen Fahrt deine treue Begegenossin sein,“ bat Hedwig flehentlich. Doch als ihr auch dies versagt ward, klagte sie ihrem Betvater ihr Leid. Aber dieser erinnerte sie an das erhabene Beispiel der heiligen Hedwig zu Trebnitz, die weit mehr und noch größere Leiden denn sie standhaft erduldet habe. Es müsse daher bei Boliels Entschlusse bleiben.

So wurden denn die Vorbereitungen zu des Ritters Abreise getroffen, nur ließ er sich von Hedwig dazu bestimmen, bis zum Tage des heiligen Johannis damit zu verziehen.

„Laß uns doch,“ sagte sie eines Tages zu Boliel, „ehe du von dannen ziehst, noch einmal durch Busch und Wald unserer Heimat gemeinsam lustwandeln. Ich will mir einen Platz aussuchen, auf welchen ich zu Gottes Lob und Preis eine Kirche zu bauen gelobe, wenn du wohlbehalten wieder in meine Arme zurückkehrst.“

Damit war der Ritter einverstanden, und beide schieden sich zu dem Spaziergange an.

Es war ein schöner Morgen, als Boliel mit seiner Gemahlin durch die Auen dahinschritt. Wehmut beschlich des Ritters Herz, da er der kommenden Trennungsstunde gedachte.

Er sprach zu Hedwig: „Ach, dieses schöne Land soll ich verlassen und vielleicht nie wieder schauen!“

Stumm und still ging das Paar eine Stunde lang im Wiesengrunde dahin, keines hob die Augen auf. Endlich gelangten sie an ein freundliches Häuschen, das von

dichtem Gebüsch umgeben war. Ein alter Landmann saß am Wege und ruhte sich aus.

„Wie heißt diese Gegend?“ fragte ihn der Ritter.

„Scheitnig,“ lautete die Antwort.

Da blickten die Gatten einander froh an.

„Scheid nicht!“ rief Hedwig voller Entzücken und fiel Bosiel in die Arme. „Gott läßt dir sagen, scheid’ nicht!“

Der Ritter sah in den Worten des Bauern einen Wink des Schicksals und versprach seiner Gemahlin, nicht von ihr zu gehen.

Sie lebten fortan in traulicher Liebe zusammen und Gott segnete ihr frommes Eheleben; denn einige Jahre später schenkte Hedwig ihrem Gemahl den ersehnten Sohn.



Johann von Capistrano

Fluchend und schimpfend saß Hans Kröger an einem Sonntage des Jahres 1453 in einer Kretschmerei der Stadt Breslau und eiferte gegen den gewaltigen Minoritenprediger Johannes von Capistrano, der am Faschingstage desselben Jahres in dem Hause des Kaufherrn Johannes Glas eingezogen war. Den Erker der Wohnung seines Gastgebers benutzte der Mönch als Predigtanzel, um das in Sünde und eitler Lust schwelgende Breslauer Volk zu befehren. Mit üblen Reden zog Hans Kröger über den Bußprediger her und suchte seine Zechgenossen gegen ihn aufzuheizen. „Totschlagen sollte man diesen verruchten Welschen, der wie ein Wolf im Schafspelz unter dem Volke wüthet.“

Er tat einen kräftigen Schluck aus seinem Humpen und wartete die Wirkung seiner Rede ab. Aber keiner entgegnete ihm. Fürchteten doch alle den Zorn des gewaltigen Mönches. Da erwachte in ihm ein arglistiger Plan. Er wollte Capistrano zum Gespött der gesamten Stadt machen. „Hört,“ sprach er, wie wir diesen Ketzervertilger zum Tore hinausjagen wollen! Ihr wißt, wie die Menge von seiner Wunderkraft überzeugt ist. Ich ziehe mir ein Sterbegewand an und lege mich in den Sarg, den ihr vor das Haus des Mönches tragt. Und ihr, Freund Herzog, bittet den Capistrano, daß er mich wieder zum Leben zurückrufen möge. Tut er es nicht, so glaubt das Volk seinem Reden auch nicht mehr, und seines Bleibens in Breslau ist nicht mehr länger. Geht er aber darauf ein, und sucht mich durch sein Machtwort wieder zum Leben zu erwecken, so bleibe ich ruhig liegen und rühre mich nicht. Da wird

die Menge irre an ihm werden, und wir haben unser Spiel gewonnen.“ Gespannt hatten die Zecher diesen Worten gelauscht, freudig hießen sie den Plan Krögers willkommen. Hofften sie doch auf diese Art und Weise den ihnen so lästigen Bußprediger los zu werden. „Du bist unser Mann, Hans Kröger! Hoch lebe der wackere Tote,“ so klang es durch die Gaststube. —

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages bewegte sich ein langer Trauerzug nach dem Salzringe zu. Zeichenblaß, gleich einem Entschlafenen, lag Hans Kröger in dem Sarge. Als der Zug vor des Mönches Wohnung angekommen war, wartete man auf sein Erscheinen. Tausende von Bürgern hatten sich eingefunden und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Da öffnete sich das Erkerfenster und Capistrano erschien. Lautlos lauschte die Menge. Doch wie Schwerthiebe klangen seine Worte: „Hans Kröger, dein Herz schlägt noch, du bist nicht tot. Doch zur Strafe für dein frevelhaftes Beginnen sollst du auf der Stelle sterben!“ Der Mönch trat zurück. Franz Herzog sprang hervor und rief laut unter die Menge: „Glaubt ihm nicht, er prahlt, denn Tote kann er nicht erwecken! Aber ich will es wagen.“ Und zu Hans Kröger gewendet sprach er: „Toter, stehe auf!“

Doch so oft er auch diese Worte wiederholte, Hans Kröger rührte sich nicht, er war verschieden.



Das Ährenlesen am Sonntag

Eine Breslauer Waschfrau erzählte von ihrer Mutter, daß sie einmal Sonntags in der Frühe Ähren lesen gegangen. Sie hatte schon längere Zeit gelesen, da ging die Sonne auf. In dem Augenblick richtete sie sich auf, um nach der Sonne zu sehen.

Da stand plötzlich eine schöne Gestalt vor ihr und sprach: „Nicht wahr, es ist schwer, so oft den Rücken zu bücken und jede Ähre einzeln aufzulesen?“ Dann war sie verschwunden.

Eine Frau, die diese Erzählung mit anhörte, sagte: „Das war, weil's Sonntag war“.





Junker Wenzel als Schatzgräber

Ein schlesischer Abenteurer namens Heinrich Wenzel, der Sohn eines Rittmeisters in der Nähe Breslaus, verlebte das geerbte Vermögen in Saus und Braus. Solange es auf seinem Gute etwas zu Schmausen und zu Trinken gab, sah er fast täglich Besuch befreundeter Edelleute bei sich, die sich aber bald zurückzogen, als sie merkten, daß die Vorräte in Küche und Keller aus Mangel an Geld zur Reize gingen.

Infolge seines leichtfertigen Lebenswandels hatte Wenzel für die Instandhaltung der Gebäude seines Gutes wenig oder nichts getan. Jetzt aber, da nun das gesamte Geld fast alle war, zeigte sich, daß sein Besitztum derart baufällig geworden war, daß es von Grund aus auf-

gebaut werden mußte, wenn es nicht über seinem Kopfe zusammenbrechen sollte.

Heinrich Wenzel ging mit sich zu Räte, wie dem Übel am schnellsten und besten abgeholfen werden könnte. Zwei Wege schienen ihm auf die bequemste Art und Weise zum Ziele zu führen. Entweder mußte er sich ein reiches Weib heiraten, oder aber er zog wieder wie ehemals in den Krieg.

Oftmals saß er so in Gedanken versunken bis in die sinkende Nacht hinein, ohne einen rechten Entschluß fassen zu können. Bei trüber Lampe Schein blätterte er dann stundenlang in alten Rechnungen und Briefen.

Einstmals übermannte ihn dabei die Müdigkeit und er schlief ein. Aber nicht lange währte die Ruhe, da er bald wieder angsterfüllt aufwachte. Eine gewisse innere Unruhe bemächtigte sich seiner, als ob etwas Außergewöhnliches im Verzuge sei. Hastigen Schrittes eilte er zur Thür, schob den Riegel vor und, einen flüchtigen Blick auf seine Waffen gerichtet, ging er wieder zu Bett.

Nachdem er sich längere Zeit auf seinem Lager herumgeworfen hatte, die Lampe war weiterbrennend auf dem Tische stehen geblieben, legte er sich auf die linke Seite und schlief wieder ein. Da träumte ihm, sein Vater sei nach dreimaligem Anklopfen in die abgeriegelte Stube getreten. Er nahm an dem erleuchteten Tische Platz und durchblätterte alle auf demselben liegenden Papiere. Hernach raffte er diese zusammen, nahm die Lampe in die Hand und trat an des Sohnes Bett, ihm dreimal ein „Weh!“ zurufend. Darauf verschwand er.

Junker Wenzel erwachte. Er war im Schweiß gebadet. Da ihn der Traum sehr erregt hatte, konnte er nicht mehr einschlafen. So blieb er wachen Auges bis

zum Tagesanbruch liegen. Am frühen Morgen kam zur gewohnten Stunde seine Wirtin und brachte den Morgenimbiß. Sie sah wohl seinem bleichen Gesicht an, daß ihm etwas Unangenehmes widerfahren sein mußte und fragte ihn daher nach der Ursache seines verstörten Aussehens. Darauf erzählte er ihr den Traum. Während er sich mit ihr noch unterhielt, trat sein ehemaliger Beichtvater in das Zimmer. Er war auf einer Reise begriffen, an Wenzels Gut vorbeigekommen, und so nahm er sich die Gelegenheit wahr, den Junker zu begrüßen.

Auch ihm berichtete Wenzel von seinem Traume. Aber anstatt den Junker in seiner Erregung zu beruhigen und ihm Trost zuzusprechen, hielt ihm der geistliche Herr eine ernste Strafpredigt wegen seines liederlichen Lebenswandels und empfahl sich.

Nun beratschlagte Wenzel mit seinem Gutsverwalter, was wohl der Traum zu bedeuten hätte; aber auch jener konnte ihm keine befriedigende Antwort erteilen.

Es vergingen darauf ein paar Tage. Eines Morgens ließ der Verwalter von einigen Knechten den Stallboden räumen, wobei er an einer Wand ein eingekratztes W vorfand. Sogleich befahl er, an jener Stelle nachzugraben, und zu seinem großen Erstaunen fand man mehrere Löffel mit purem Golde vor. Als er sich noch überlegte, ob er seinem Herrn von dem reichlichen Funde Mitteilung machen solle oder nicht, kam der Junker gerade dazu und war über den gehobenen Schatz hocherfreut. Sofort dachte er an sein Traumgesicht und pries jene Nacht, da ihm der Geist seines Vaters das bedeutungsvolle „W“ zugerufen hatte. Er war nun der festen Überzeugung, daß dieses W das Erkennungszeichen sei, wo überall im Grund-

sind noch verborgene Schätze zu finden wären. In der That wurde noch an verschiedenen Orten das bewußte Zeichen vorgefunden und der daselbst verborgene Schatz zu Tage gefördert.

Wenzel machte von den gefundenen Reichtümern keinerlei Aufsehen und schenkte seinem Verwalter eine ansehnliche Summe als Schweigegeld. Der geplante Neubau des Gutshauses unterblieb, um unter der Nachbarschaft keinen Verdacht über die Herkunft des nun auf einmal vorhandenen Geldes aufkommen zu lassen.

Der Junfer zog in ein anderes Land und verkaufte dem Verwalter das Gut, der es bald zum schönsten im ganzen Umkreise machte. Wahrscheinlich hatte er in der Folgezeit noch einige Stellen ausfindig gemacht, da Schätze vergraben lagen, zumal des öfteren der schwarze Georg, ein Zigeuner von der polnischen Grenze, bei ihm im Hause gesehen wurde. —

Junfer Wenzel hatte früher einmal eine andere Erscheinung gehabt. Als er sich nämlich im Felde befand, gab er seinem Quartiermacher den Befehl, ihn zu einer bestimmten Zeit zu wecken. Plötzlich vernahm er in der Nacht dreimal hintereinander den Ruf: „Stehe auf, es ist Zeit“, ohne daß er wußte, wer ihn gerufen habe. Als er auf den dritten Ruf fragte: „Woran soll ich es denn erkennen, daß es hohe Zeit ist,“ erhielt er die Antwort: „Daran“, wobei ihm etwas kaltes in die Hand gedrückt wurde. Wie sich dann herausstellte, war dies ein alter Bönenburgischer Taler gewesen, den er fortan zum Andenken an goldener Kette auf der Brust trug.



Im Südwesten Breslaus, wo jetzt eine schöne Kunststraße über Zobten nach Schweidnitz führt, gab es im 18. Jahrhundert einen wahren Mordweg, namentlich zwischen den Dörfern Kleinburg und Klein-Tinz. Die Meile vom letztgenannten Dorfe an hieß seit alter Zeit die schwarze, vielleicht wegen der unzähligen Flüche und Verwünschungen aus dem Munde der Fuhrleute, die mit ihren schweren Frachtwagen auf dieser einzigen Meile oft zwei Tage zubrachten und zufolge einer schlesischen Redensart das schwarze Vaterunser beteten oder fluchten, daß alles schwarz wurde.

Auf dieser „schwarzen Meile“ ward einst ein Schweidnitzer Fuhrmann, der an einem nebligen, naßkalten Novemberabende auf drei dreispännigen Wagen Kalk und Mühlsteine nach Breslau fuhr, von der Finsternis plötzlich überfallen. Sonst war er immer glücklich durchgekommen,

diesmal aber waren die Wagen plötzlich bis an die Achsen im Sumpfe, als wäre die Erde eingesunken; weiß der Himmel, hatte er geschlafen oder war es ihm „gemacht“, d. h. durch einen bösen Geist beschieden worden.

Mittlerweile war es stockdunkel geworden, man sah nicht drei Schritte weit. Hier bleiben war unmöglich, es wäre für die Pferde der Tod gewesen. Er rief seine Knechte an, sie sollten mit Hebel und Binden helfen, aber es war zu dunkel, sie glitten aus, fanden sich nicht zurecht, und bald mußten sie einsehen, hier war nichts zu machen. Auch aus dem nächsten Dorfe Laternen und Hilfe zu holen, war unmöglich, denn niemand wußte, wo man sich eigentlich befand.

Da brach der Fuhrmann in Verwünschungen aus. Aber was nützte es! Da rief er mit lauter Stimme: „Ich wünschte, der Feuermann käme, dieses verfluchte Gespenst, und leuchtete uns zu der neunundneunzigtausendmal verfluchten Dreckerei!“

Die Knechte erschrafen über diesen Fluch. Nach drei Sekunden stand der Feuermann wie aus der Erde gewachsen vor ihnen und schüttelte sich, daß die Funken nur so um ihn sprühten. Auch der Fuhrmann erschraf jetzt, bald aber faßte er sich und rief seinen Knechten zu, die weithin leuchtende Helle zu benutzen und die Wagen herauszuheben. Schweigend gehorchten sie. Alle faßten an und nach einiger Anstrengung brachten sie die Wagen vorwärts. Keiner sprach ein Wort, man hörte nur das Geräusch der Arbeit und den sausen den Wind über der Ebene. Der Feuermann huschte stets nach der Stelle, wo er am nötigsten war, und begleitete den Wagen, der eben fortgezogen wurde, hüpfte auch seltsam in die Höhe, wenn

ein Fuhrwerk geborgen war, als freue er sich wie ein Kind. Und als walte ein Segen über diesem Tun, so schnell waren die Wagen auf die Steinrillen gebracht, die allein die Weiterfahrt ermöglichten. Der wunderbare Instinkt der Pferde tat das übrige.

Aber den Knechten hangte vor der Bezahlung. Doch der Herr blieb ruhig, und die Pferde, die sonst schweigen und zittern bei unheimlichen Dingen, sie zogen ohne alle Furcht an. Da blieb der Feuermann vor dem ersten Wagen stehen, als erwarte er eine Belohnung.

Und der sonst so rohe Fuhrmann sprach mit dankbarer Rührung: „Feuermann, ich habe dich mit einem Fluche herbeigerufen, weil ich dich für den Satan hielt, aber du hast uns geholfen wie ein guter Geist, du bist vielleicht ein Gebannter, der für seine Sünder büßen muß. Gold und Silber kann dir nichts nützen, und ich habe auch keins. Vielleicht hilft es dir, wenn ich dir sage: „Deinen Liebesdienst bezahle dir Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der heilige Geist, damit du Vergebung erlangst und eingehst in die ewige Seligkeit, Amen!“

Da sank der Feuermann lang zu Boden, streckte ein Flammenpaar zum Himmel und sprach mit leiser Menschenstimme: „Dank dir im Namen des dreimal Heiligen, dessen Name ich vor deinem Amen nicht aussprechen durfte. Ich wandle etwa 500 Jahre im Feuer und verzweifelte schon an meiner Erlösung.

Ich war ein böser Mensch, ein Ritter dieses Landes, frevelte an allem Heiligen und trieb Spott mit dem Ehrwürdigen. An den Jammerlauten alter Bettler erfreute ich mich, die die Not in mein Schloß trieb. Mit falscher Freundlichkeit nahm ich sie auf, um heillose Tücke an ihnen

zu üben. Ich wies sie durch eine Thür in ein angebliches Zimmer, wo sie ein Mahl finden würden und ein weiches Lager. . . Gingen sie hinein, so krachte die Eisenthür hinter ihnen zu, sie standen in einem langen, finsternen Gange, an dessen äußeren Ende ein kleines Fenster ihnen einen Strahl des Tages zeigte: Mühsam tappten sie vorwärts, sich an Eden stoßend und über künstliche Unebenheiten stolpernd. Ramen sie ans Fenster, so wich der Boden unter ihnen, und sie stürzten drei Ellen tief in den Teil des Schloßgrabens, in den die Kloaken mündeten.

Ich aber stand und spottete ihrer: „Nun liegst du weich! Nun hast du ein gutes Mahl!

Fast keiner hatte die Kraft, sich emporzuarbeiten, und hatte ich mich lange genug an ihrer Qual geweidet, dann schickte ich zwei abgerichtete starke Doggen, die sie packten und unter dem rohen Gelächter meines Gefolges, das aus den Fenstern mit mir zusah, zum jenseitigen Rande hinausschleppten und liegen ließen.

So trieb ich es viele Jahre und ward in der ganzen Umgebung so bekannt, daß zuletzt fast kein Bettler zu mir kam.

Nur einmal klopfte spät abends wieder ein hochbetagter Mann an, mit weißem Haar und Bart, wie es schien, ein Pilger aus fernem Lande. Ich saß mit lustigen Bechgenossen beim Gelage und beschloß, es einmal mit dem Alten recht großartig zu treiben, d. h. die Grube mit Fackeln und Bechpfannen zu erleuchten, um mein Opfer recht in Verwirrung zu bringen. Als er in die Tiefe stürzte wie die anderen, trank ich ihm einen lauten Willkommen mit meinen Gästen zu.

Da war mein Maß voll!

Der Pilger wälzte sich nicht im Kote, sondern wuchs zu einem Riesen aus dem Graben empor und rief mit Donnerstimme: „Ich bin gekommen, dir dein Strafgericht anzukündigen. Deine Sünden schreien zum Himmel. Dafür, daß du sie mit Feuer beleuchtet hast, sollst du als feuriger Unhold allnächtlich spuken und die Menschen schrecken, in Flammen brennend, aber nicht von diesen verzehrt. Solange sollst du als Feuermann nachtwandeln, bis dich einst ein Mann, an dem keine Blutschuld haftet, in nebelvoller Nacht zur Hilfe herbeiruft und dich dafür segnet mit dem Zeichen des dreieinigen Gottes. Der Schreck vor dir wird aber bei den kommenden Geschlechtern so groß sein, daß sie dich nahezu für den Teufel halten werden, und Jahrhunderte werden vergehen, ehe sich der Bühne finden wird.“

Bald darauf starb ich und geleitete meinen eigenen Leib als Feuermann zu Grabe. Die Begleitung stürzte davon und warf meinen Leib auf freiem Felde weg, wo ich mich nun selbst vergrub. Vergebens suchte ich seither den Schrecken, den ich einflöpte, durch gute Taten zu bannen. Ich scheuchte manchem Förster den Wilddieb vom Reviere, manchem Bauern den Marder vom Taubenhause, den Fuchs vom Hühnerstalle, den Räuber aus seinem Verstecke in der Ackerfurche, stürzte manche Leiter um, daß der übelgesinnte Geliebte eines Mädchens herunterfiel und das Bein brach. Aber nirgends erntete ich Dank, man warnte vor mir und hielt mich für den Gesellen des Teufels. Jahrzehnte, Jahrhunderte gingen. Da ward ich wütend und übte allerlei Schabernack. Jetzt aber hast du mich erlöst, und Gott wird es dir vergelten im Jenseits.“

Immer matter hatten unterdessen die Flammen des

Feuermannes geleuchtet und jetzt umgab tiefe Finsternis die drei Fuhrwerke und ihre Begleiter.

„Mit Gott, vorwärts!“ rief der Fuhrmann, die letzten Worte des Feuermanns tönten ihm noch in den Ohren, er war wunderbar bewegt und verändert.

Plötzlich ertönte der Ruf „„Halt““ vor ihm, er befand sich am Schlagbaum des Zollhauses unweit des Schweidnitzer Thores bei Breslau, er hatte also ganz unmerklich während des Gesprächs des Feuermanns den anderthalb Meilen langen Weg bis hierher zurückgelegt.

Er zog still und tiefsinnig in die Herberge ein, die er auf eigenen Füßen nicht mehr verließ. Am vierten Tage begrub man ihn auf dem Barbarakirchhofe. Die Knechte erzählten, der Feuermann habe ihren Herrn getödet, sie sagten aber auch, daß dieser ihm versprochen: „Gott werde es ihm vergelten im Jenseits“.





Das Wunderbild zu Oswitz.

Um das Jahr 1724 lebte zu Breslau ein Mann namens Balzer. Er war Sängcr am Kloster zu St. Matthias. Lange Zeit schon hatte er das Augenlicht verloren und schwer lastete auf ihm dieses Leiden. Dazu kam noch, daß er sich am ganzen Leibe wie gelähmt fühlte. Manch lieben langen Tag lag er einsam in seiner Klosterzelle und dachte darüber nach, warum ihn Gott so gestraft habe. Selbst der Schlaf floh seinen müden Körper, so daß ihm auch nur für wenige Stunden Linderung seiner Schmerzen versagt blieb. Gar manches Mittel hatte er versucht, um sich Heilung zu verschaffen, alles war vergebens, keinerlei

Besserung des Übels wollte sich einstellen. Von Tag zu Tag wurde er matter und schwächer. Trotz alledem verlor er die Hoffnung nicht, nochmals wieder gesund zu werden; wieder und immer wieder flehte er seinen Schöpfer an, ihn genesen zu lassen.

Nach wochenlangem Krankenlager übermannte ihn doch eines Tages der Schlaf. Im Traume sah er sich im Oßwitzer Walde auf jenem Berge, der heute Kapellenberg heißt. Dasselbst hing an dem Stamme einer mächtigen Eiche ein Marienbild. In brünstigem Gebete kniete er vor der Mutter Gottes und bat sie um Heilung, die ihm auch zuteil wurde.

Im festen Vertrauen auf Gottes Hilfe hielt Balzer diesen Traum für einen Fingerzeig des Höchsten. Er bat seine Freunde, ihn hinaus nach Oßwitz zu dem Bilde der Heilandsmutter zu tragen.

Gläubigen Herzens kniete er vor dem Bilde nieder und flehte Maria um Beistand an, bis er ermattet zu Füßen des Baumes einschlief. Als er erwachte, war das Wunder geschehen. Die Blindheit war von seinen Augen genommen; voller Borne konnte er seit langer Zeit wieder des Himmels Bläue schauen. Doch auch sein Körper hatte die alten Kräfte wiedererlangt. Mit Tränen der Freude in den Augen sank Balzer vor dem wundertätigen Bilde nieder und dankte der Jungfrau Maria in stillem Gebet für die Heilung.

Schnellen Schrittes eilte er nach der Stadt Breslau zurück und verkündete dort allenthalben das Wunder, welches an ihm geschehen war.

Die Kunde von der wunderbaren Heilung Balzers

verbreitete sich schnell in der ganzen Umgegend, und Tausende pilgerten hinaus, das Gnadenbild zu schauen. Manch milde Gabe wurde von den Gläubigen gespendet und später an jener Stelle, da die Eiche stand, eine Kapelle errichtet, in welcher das wundertätige Bild aufgestellt wurde.



Die Schwedenschanze zu Oßwitz bei Breslau

Noch vor 100 Jahren wurde der Name Schwedenschanze von den Bewohnern des Dorfes Oßwitz bei Breslau folgendermaßen erklärt:

Im dreißigjährigen Kriege soll in einem Winter eine kleine Abteilung schwedischer Reiter daselbst ihr Lager aufgeschlagen haben. Die Schweden, unter dem Befehl Torstensohns stehend, verlangten von den Breslauer Bürgern Lebensmittel und Geld, was ihnen aber verweigert wurde. Daraufhin zogen sie nach dem Dom und der unter der Kreuzkirche gelegenen Bartholomäuskirche. Zu Beginn des darauf folgenden Frühjahres verließen die Schweden die Gegend beim Herannahen der Oesterreicher.

Kundige Leute wollten sogar noch die Stelle zeigen können, wo die Kanonen der Schweden gestanden haben sollen.





In der Nähe des Stadtgrabens, etwa dort, wo heute das Museum der bildenden Künste steht, befand sich früher ein Teich, der im Volksmunde der Mäusetich hieß. Wenn in früheren Zeiten der Stadt Breslau ein Unglück drohte, oder etwas Ungewöhnliches bevorstand, soll sich vorher sein Wasser in Blut verwandelt haben. Der Sage nach geschah dies 1333 vor dem Aufstande der Tuchmacher.

Früher will man in mitternächtiger Stunde über dem Wasser des Teiches einen Geist schwebend gesehen haben. Als nämlich in Breslau einstmal eine große Hungersnot ausbrach, flehten die Notleidenden den Breslauer Bischof um Unterstützung an. Dieser aber trieb die Hungernden barsch von seiner Tür und wies sie darauf hin, daß es

ja noch genug Ratten und Mäuse in Breslau habe. Als nun eines Tages der Bischof am Mäusetisch vorbeikam, fielen plötzlich die Mäuse über ihn her und zerfleischten ihn. Sein Geist aber mußte fortan zur Strafe für sein liebloses Verhalten gegenüber den Armen über dem Teiche schweben.

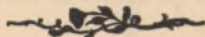
Nach dem Anschluß Breslaus an Böhmen im Jahre 1327 waren die Handelsherren der Stadt sehr wohlhabend geworden, so daß das Vermögen größer als dasjenige manches Fürsten war. Einer der reichsten dieser Patrizier hieß Johann von Cindal. Sein Töchterlein Marie hatte sich Karl, eines Goldschmieds Sohn, zum Spielgenossen erkoren. Als er in die Fremde zog, nahm sie herzlichen Abschied von ihm und gelobte, seiner nicht zu vergessen. Zwar wußte Karl, daß er als Sohn eines Handwerkers nicht daran denken dürfte, jemals die Tochter des vornehmen Cindal als Frau zu begehren. Aber der glühende Abschiedskuß Marias sagte ihm doch, daß er des Mädchens Liebe sicher sei. Und vielleicht lachte ihm das Glück! Konnte er nicht als vermögender Mann heimkehren und alsdann von dem reichen Handelsherrn die Hand der Tochter erbitten?

So zog Karl frohen Mutes in die weite Welt. Jahre vergingen. Marie war zu einer schönen Jungfrau erblüht. Überall, wo sie erschien, drängten sich die Söhne der reichen Kaufherren um sie, aber kalt wies sie jede Annäherung derselben zurück. Mit Besorgnis hatte der Vater den vermeintlichen Stolz seiner Tochter wahrgenommen. Gar manch einen der Freier hätte er gern zum Eidam gehabt. Endlich riß ihm die Geduld. Als eines Tages ein Be-

amter des Böhmenkönigs in Breslaus Mauern weilte, gewann er die holde Jungfrau lieb und begehrte sie von Eindal zum Weibe. Als ihr nun der Vater daraufhin das Verlockende dieser glänzenden Heirat vor Augen stellte, gestand ihm endlich Marie die Liebe zu Karl. Rasend vor Wut gelobte der Kaufherr, den Handwerkersohn zu töten, wenn er es noch einmal wagen sollte, sich seiner Tochter zu nahen.

Ahnungslos lehrte wenige Tage später Karl von seiner Wanderschaft mit Schätzen reich beladen zurück. Sofort ließ ihn Eindal gefangen nehmen und noch in selbiger Nacht gefesselt nach dem Mäufeteich hinausschleppen. Eben waren die Knechte dabei, den unglücklichen Jüngling an einen schweren Stein zu binden, um ihn alsdann ins Wasser zu werfen, als plötzlich aus dem Teiche eine große Anzahl von Mäusen hervorkam. Sie zerfleischten die Schergen und den Patrizier, der dem Schauspiel des Ertränkens beizohnen wollte, und zernagten die Stricke, mit denen Karl gebunden war.

Hoherfreut eilte der Gerettete nach der Stadt und verkündete dort, was sich eben am Mäufeteich zugetragen hatte. Glückstrahlend sank Marie an seine Brust und wurde später sein Weib.



Anmerkungen

Nr. 1. Der Polenkönig Miesko, Landesherr von Schlesien, ließ sich am Lätare-Sonntag des Jahres 966 taufen, vertrieb die Wahrsager, Zeichendeuter und heidnischen Priester und schickte seine sieben Weiber fort. Alle Gößenbilder und heidnischen Tempel zerstörte er. Vermählt war er mit Dombrowka, der Schwester des Böhmenherzogs Bolislaus, die außerordentlich schön und gottesfürchtig gewesen sein soll.

Um diese Zeit war Miesko in Breslau, das schon die Anfänge einer Stadt zeigte: auf dem jetzigen Dom eine von Häusern umgebene Burg. Da Miesko sehr bald die Wichtigkeit der günstigen Lage Breslaus erkannte, rief er eine große Zahl Handwerker herbei und vergrößerte die Stadt durch Bauten. Insofern kann er als der eigentliche Gründer Breslaus angesprochen werden.

Nr. 3. Nach alten Chroniken soll sich am ehemaligen Schweidnitzer Tore ein altes Bild gefunden haben, das den Gottes ästerer darstellte.

Nr. 4. Geschichtliche Unterlagen für die Begebenheit sind nicht vorhanden. Es ist aber möglich, daß einst in einem einsamen Burgzimmer Matthias Corvinus, König von Ungarn, mit einer Breslauer Bürgerstochter selige Stunden verlebt hat.

Nr. 5. Irgendwelche geschichtliche Unterlagen für das Anbringen des steinernen Kopfes an dem Dom sind nicht vorhanden. Es ist aber anzunehmen, daß einer mittelalterlichen Sitte entsprechend sich ein Baumeister einen Scherz geleistet hat und irgendeinem Bekannten damit ein Denkmal setzte, ähnlich, wie es der Maler Willmann auf seinen Gemälden in Leubus getan.

Eine Verquickung dieser Sage mit der „Armen-Sünderglocke“ besteht insofern, als eine Variante derselben erzählt, der Meister wäre für das gute Gelingen der Glocke begnadigt und mit dem Amte des Turmwächters am Dome betraut worden. Bei einer Feuersbrunst habe er zum Fenster hinaus Feuerlärm gerufen usw.

Nr. 7. In der Klosterkirche zu Leubus ist ein Bild vorhanden, welches sich auf diese Sage bezieht.

Nr. 8. Peter Blast erbaute zu der Kirche noch ein Kloster, das 1110 von Bischof Pteroslaus eingeweiht wurde. Außerdem errichtete er noch eine reiche Stiftung, nämlich das Gebiet des ganzen Sandes nebst dem Zobtenberge, und übergab es dem Augustinerorden.

In der Sandkirche befindet sich noch heute eine steinerne Tafel aus jener Zeit. Darauf ist die Mutter Gottes dargestellt. Zu ihrer

- Rechten steht die Fürstin Maria, zur Linken deren Sohn Swentoslaus. Eine lateinische Umschrift erinnert an die Begebenheit.
- Nr. 16. Die Waschteiche sind die Überreste eines ehemals in der Richtung Auenstraße—Fürstenstraße nach der Hindenburgbrücke zu fließenden Oberarmes. Die Tiefe des großen Waschteiches betrug 5,30 m. In dieser Gegend, dem Elbing, stand das ehemalige Vincenzkloster das 1529 aus Angst vor den Türken eingerissen wurde.
- Nr. 19. Das Standbild war eine von dem Breslauer Bildhauer Stein in Holz gearbeitete Nachbildung des sterbenden Fechters. Das Original stand ursprünglich in Rom und wurde später von Papst Clemenz XIII. für das Capitolinische Museum erworben. Später kam es nach Paris.
- Nr. 21. Scheitnig ist ursprünglich eine slawische Siedlung. Der Name ist entstanden aus dem Worte Szczytniki, was soviel wie Dorf der herzoglichen Schildmacher bedeutet.
- Nr. 25. Der Feuermann war im 18. Jahrhundert gleich den Irwischen und Irlichtern ein leuchtendes Nachtgespenst. Er war einer brennenden Strohschütte gleich anzusehen.
- Nr. 26. Der heutige Kapellenberg in Oswig hieß früher auf den alten Fürstentumskarten Krotke-Berg, vielleicht vom polnischen „Krotki“ = klein, im Gegensatz zur größeren Schwedenschanze. Um 1725 wurde daselbst eine Holzkapelle erbaut, die der heutigen im Jahre 1822 Platz machte. Bis zur Aufhebung der Klöster im Jahre 1810 im Besitz des Klarenklosters, wurde das Gebiet 1811 vom Buchhändler Johann Gottlieb Korn gekauft.
- Nr. 27. Es sind auf der Schwedenschanze Spuren von Begräbnissen gefunden worden: Tongeräte, Sporen, Messer, zwei kleine Handmühlen und eine große Masse Kohlen. Vielleicht hieß der Berg früher Suesenschanze, und der Name wurde dann im 30jährigen Kriege in Folge des Gleichklanges in Schwedenschanze gewandelt.



Literatur

- Gomolke, Daniel, Breslauer Merkwürdigkeiten. Bis 1734.
 Stieff, Christian, Schlesiſches hiſtoriſches Labyrinth. Breslau 1737.
 Neues Schleiſches Allerlei. Bunzlau 1784 bis 1788.
 Büſching, Joh. Guſt. Gottl., Volksſagen, Märchen und Legenden.
 Leipzig 1820.
 — Der heilige Berg und deſſen Umgebungen in Oſwiß. Breslau 1824.
 Krebs, Jul., Wanderungen durch Breslau und deſſen Umgebung.
 Breslau 1836.
 Ziehnert, W. d. r., Volksſagen, Märchen und Legenden. Leipzig 1838.
 Göbſche, Herm., Schleiſcher Hiſtorienz, Sagen- und Legendenschatz.
 Meißen 1839.
 Selt, Franz, Sagen aus Breslaus Vorzeit. Breslau 1859.
 Gräſſe, J. G. Th., Sagenbuch des Preußiſchen Staates. Glogau 1867.
 Kern, Joh., Schleiſiens Sagen, Legenden und Geſchichten. Breslau 1867.
 Philo vom Walde, Schleiſien in Sage und Brauch. Berlin 1884.
 Grimm, Brüder, Deutſche Sagen. Berlin 1891.
 Hippe, Max, Zwei Breslauer Sagen. Breslau 1904.
 Weiße, F. G. Ad., Wie Breslau wurde. Breslau 1906.
 † Kühnau, Mich., Schleiſche Sagen. Leipzig, B. G. Teubner, 1910.
 Herold, Joh., Von Scheitnig und ſeinem Parke, dem „Fürſtengarten“.
 Breslau 1917.
 †† Oſbrich in Schleiſche Zeitung. Breslau 1893.
 Breslauer General-Anzeiger. Breslau 1895.
 †† Clemens Berg in Breslauer Morgenzeitung 1902 und „Der gemittliche
 Schläſinger“ 1908.
 Der Breslauiſche Erzähler, Wocheſchrift. Verſchiedene Jahrgänge. Breslau.
 Der Hausfreund. Eine Wocheſchrift zur Erheiterung geſelliger Frei-
 ſtunden. Breslau 1832.
 Der Breslauer Beobachter. Ein unterhaltendes Blatt für alle Stände.
 Verſchiedene Jahrgänge. Breslau.
 Rubezahl, Schleiſche Provinzialblätter. Monatsſchrift. Verſchiedene Jahr-
 gänge. Breslau.
 Mitteilungen der Schleiſchen Geſellſchaft für Volkskunde. Verſchiedene
 Jahrgänge.
 Am Urquell. Monatsſchrift für Volkskunde. Hamburg 1891.
 Der gemittliche Schläſinger, Kalender. Verſchiedene Jahrgänge.



EINE
NEUE FOLGE

erscheint noch im Laufe
des Jahres
1921

★

PRIEBATSCH'S VERLAG
BRESLAU

KSIEGARNIA
ANTYKWARIAT

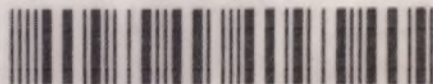


E * 103046

75,-

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

4772 \$



001-004772-00-0

